



1932

Gedichte, Erzählungen und Aufsätze

Maria Luise Weissmann

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophpm_poetry



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Weissmann, Maria Luise, "Gedichte, Erzählungen und Aufsätze" (1932). *Poetry*. 19.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophpm_poetry/19

This Article is brought to you for free and open access by the Poetry and Music at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Poetry by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Maria Luise Weissmann

Gedichte, Erzählungen
und Aufsätze

Maria Luise Weissmann: Gedichte, Erzählungen und Aufsätze

Das frühe Fest:

Entstanden 1918-1920. Erstdruck: Pasing bei München (Heinrich F.S. Bachmair) 1922. Erstdruck des Gedichts »Schwester« in: Gesammelte Dichtungen. Pasing bei München (Heinrich F.S. Bachmair) 1932.

Robinson:

Entstanden 1923-1924. Erstdruck: Pasing bei München (Heinrich F.S. Bachmair) 1924. Erstdruck von »Robinson sucht Gott (erste Fassung)« und »Robinson spricht zu Gott« in: Gesammelte Dichtungen. Pasing bei München (Heinrich F.S. Bachmair) 1932.

Mit einer kleinen Sammlung von Kakteen:

Erstdruck: Privatdruck für die Gesellschaft Münchener Bücherfreunde 1926.

Imago:

Entstanden 1922-1929. Erstdruck in: Gesammelte Dichtungen. Pasing bei München (Heinrich F.S. Bachmair) 1932.

Gartennovelle:

Fragment. Entstanden nach 1920. Nach der Mitteilung von Heinrich F. S. Bachmair umfaßt das Fragment etwa ein Drittel des geplanten Textes. Erstdruck in: Gesammelte Dichtungen. Pasing bei München (Heinrich F. S. Bachmair) 1932.

Skizzen:

Entstehungszeit unbekannt (nach 1920). Erstdruck in: Gesammelte Dichtungen. Pasing bei München (Heinrich F. S. Bachmair) 1932.

Aufsätze:

Erstdruck nach den Handschriften in: Gesammelte Dichtungen. Pasing bei München (Heinrich F. S. Bachmair) 1932. Die Essays erschienen zuerst in verschiedenen Zeitung in oftmals von dritter Hand gekürzter und veränderter Form.

Textgrundlage sind die Ausgaben:

Maria Luise Weissmann: Imago. Ausgewählte Gedichte, Starnberg: Heinrich F. S. Bachmair, 1946.

Maria Luise Weissmann: Gesammelte Dichtungen, Pasing: Heinrich F.S. Bachmair, 1932.

Die Paginierung obiger Ausgaben wird hier als Marginalie zeilengenau mitgeführt.

Inhalt

Das frühe Fest	6
Kindheit	6
Die fremde Stadt	6
Die Heimkehr	7
Juni 1919	7
Das Karussell	7
Der Gorilla	8
Die Katzen	8
Ebene Landschaft	9
Wald	9
Nächtliche Insel	9
Fährte	10
Abenteuer	10
Die Marionetten	11
Ode an Sebastian	11
Ich bin sehr müde	12
Mund	12
Nachts	12
Meine Augen	13
Das Herz	13
Das frühe Fest	13
Gebet der Kindheit	13
Gebet des taubstummen Knaben	14
Das Mädchen spricht	14
Schwester,	15
Der Kranke	16
Der Sterbende	16
Die Einsamen	17
Die Gezeichneten	17
Der Heilige	17
Gesang der Frühvollendeten	18
Robinson	19
Die Fahrt	19
Robinson findet sich am Strand der Insel	19
Robinson siedelt sich am Rand der Insel an	20

Robinson zimmert einen Stuhl	20
Robinson sucht Gott	21
Robinson tanzt	21
Robinson füttert sein Lamm	22
Robinson ist müde	22
Ein Leichnam ist ans Land gespült	22
Robinson zeichnet in den Sand	23
Robinson findet Spuren der Kannibalen	23
Robinson hat einen Traum	24
Robinson und der Papagei	24
Die Dämonen fassen Robinson	24
Robinson ruht unter seinem Laubgezelt	25
Das Erdbeben	25
Robinson findet Freitag	26
Freitag findet seinen Vater	26
Robinson schreitet den Zaun eines Geheges ab	27
Robinson nimmt Abschied von der Insel	27
Robinson sucht Gott [1]	28
(Robinson spricht zu Gott)	28
Mit einer kleinen Sammlung von Kakteen	29
Imago	33
Aber öffne	33
Kakteen	33
Ballade vom Namenlosen	34
Ballade vom Schatten	34
An den Vater	35
Karneval des Unbeschwingten	35
Traumbrücke	36
Insekten	37
Jugend des Propheten	37
Don Quichote kämpft mit Gott	38
Der Einsiedler	38
Der wandernde Stab	39
Möwe über der Brücke	40
Gesang an die Stadt	41
Auszug der Tiere	41
Park im Vorfrühling	42
Unendlicher Frühling	42

Abend im Frühherbst	43
Weg im Nebel	43
Schnee	44
Jahres-Ende	44
Ich sah dich an...	44
Nenn ich dich Glück	45
Anrede	46
Sonett	46
Oft aus den tiefen Schächten der Nacht	47
Uralt...	47
Dann, wenn du gehst...	48
Geh nicht vor mir...	48
Sonett [1]	49
Tote Liebe	49
Auf ein Paket mit Briefen	51
Mit einer Uhr	51
Fluch	52
Sonett [2]	52
Mich ergriff der Schmerz und sprach	53
Gewissheit	54
Gartennovelle	55
Skizzen	76
Kleines impromptu im Herbst	76
Das Gottesauge	78
4. III. 29	81
Der Dichter. Eine Legende	83
Aufsätze	86
Die Bettina und Goethe	86
Gustav Meyrink	93
Der Dirigent Etté	94
Verlornes Ithaka	96
Der Deutsche in der Landschaft	101
Selbstbildnisse	103
Bücher über Rainer Maria Rilke	108
Das Werk Rudolf Alexander Schröders	110

Das frühe Fest

Kindheit

Ein glasgeschnittner Würfel füllte das Zimmer
Sobald es wieder Abend war, den trug
Er oft und stand umtaut von Schimmer.
Draußen ging dunkler Vögel schwerer Flug
Flatternd vorbei und war wie kühles Wehn
Um seine Stirne. Manchmal, wunderbar,
Blieben die fremden Lieder um ihn stehn
Und eine Blume sang in seinem Haar.
Oft schlich er scheu, gebückt in dumpfer Last,
Und sah sich wie ein Feuer, das entlohte.
Augen waren ihm Qual und tief verhaßt,
Der Wald rief ihn, und war doch fremd, und drohte:
Geweiht des Hirsches, der weiß im Dunkel stand,
Wollte ihn tragen. Doch der Ast erhob
In bösem Schlage die verkrümmte Hand.

Die fremde Stadt

Der Himmel ist aus viel Zement gemauert,
Sehr nah. Und grell mit Tünche übermalt
Von jenem Blau, das Litfaßsäule strahlt;
Aus Winkeln, dumpf und schwer, Verhängnis lauert,

Und Ecken starren, oh so todumschauert, –
Klippen, – ich Woge, jählings dran zerschellt,
Bis mich die Flut zerschmettert weiterwelt.
In diesem Autopfiff, der Nächte überdauert,

Ging mir die ewige Seligkeit verloren.
– Oh Engelstimmen, oh Gesang der Harfen,
Gebetshauch, Palmenduft, oh Flügelwehn! –

Ich stoße mich an fest verrammten Toren,
Ich starre rings in tausend Schreckenslarven,
Ich bin so müd, und darf nicht schlafen gehn.

Die Heimkehr

Vielleicht, daß mich der schlanke Schaft der Birke trug?!
Nun wurzelt Fuß ins Wurzelwerk der Brombeerranken.
Auf blauem Teiche meines Blicks: Libellenflug,
Gräser im Südwind meines Atems wanken
Und das in sanften Wogen wehend fließt:
Kornfeld des blonden Haares, erdgeneigt.
Ein Käfertraum an Fingerstengeln sprießt,
Grille, die aus umlaubter Achselhöhle geigt –
Oh, ich ward Tiefe, Weite und der Wald,
Der müdverhängter Wimper grün entdämmert,
Und lausche: wie der kleine Specht, mein Herz,
Aus fernem Hügel sacht herüberhämmert.

Juni 1919

Die dunkle Frühe trägt mich schwer im Schoß,
Sterbend die mich gebar dem blassen Morgen;
Mit Heckenrosen werd ich langsam groß,
Berg muß mir seine blauen Schatten borgen,
Wenn Mittag mich in steiler Glut versehrt.
8 Zum Abend führt, von müder Last beschwert,
Bachüberwankend scheu das schmale Brett.
Stumm stürzen nachts die weißen Wände ein,
Die schwarzen Wälder schreiten um mein Bett.

Das Karussell

Sie standen stumm und lauschten dem Getön
Verstimmter Instrumente tief in Schlaf:
Die starren Tiere, bunt und wunderschön.
Da sie ein Kinderblick in Schmerz betraf,

Erwachten sie. Die Löwenmähne flog
Im Wind. So klang vom Elefantenzahn
Geläut der Schellen. Rüssel schnob. Es zog
In langem Zug die stolze Karawane

Dahin. Vor ihrem steilen Aufbruch lag
Ein Palmenwald, verstrickt in Abenteuer,
Aus Lichtraketten schoß der heiße Tag,
Kakteen brannten, purpurn, ungeheuer.

Der Gorilla

Er atmet ihre Schwüle längst nicht mehr,
Doch lastet seinem Nacken immer noch der Traum der großen Seen
Und läßt ihn tief zum Sand gebückt und schwer
Im Takt zur Wiederkehr der Eisenstäbe gehn.
Er möchte wohl der Glanz der Papageien sein,
Das Duften der Reseden und der Walzerklang,
Doch bricht kein Strahl den trüben Spiegel seines Auges ein:
Die Hand trägt still gefaltet den beträumten Gang
Dem fremden Leuchten still und fremd vorbei.
Manchmal, im Schrei,
Der fernher trifft, fühlt er sich jäh dem Schlund
Des Schlafes steil emporgereckt entragen
Und knirschend seiner Stirne aufgewandtes Rund
An steingewölbte Firmamente schlagen.

9

Die Katzen

Sie sind sehr kühl und biegsam, wenn sie schreiten,
Und ihre Leiber fließen sanft entlang.
Wenn sie die blumenhaften Füße breiten,
Schmiegt sich die Erde ihrem runden Gang.

Ihr Blick ist demuthaft und manchmal etwas irr.
Dann spinnen ihre Krallen fremde Fäden,
Aus Haar und Seide schmerzliches Gewirr,
Vor Kellerstufen und zerbrochnen Läden.

Im Abend sind sie groß und ganz entrückt,
Verzauberte auf nächtlich weißen Steinen,
In Schmerz und Wollust sehnsuchtskrank verzückt
Hörst du sie fern durch deine Nächte weinen.

Ebene Landschaft

Die Erde kam, ein grauer Strom, geflossen.
Kein Damm, der ihre Flut zusammenhält,
Sie hat sich über Berg und Tal und Haus ergossen.
Fern, wo ein schmaler Strich den Horizont erhellt,
Ein Baum. Entwurzelt. Der ins Leere fällt.

10

Wald

Die Toten meiner Jahrtausende
Sind auferstanden. Meiner Väter Blick
Ging über mich, es wandelte
Leicht die Nähe der Erwachenden.

Im Abend aber entschliefen sie
Plötzlich; aus ihren Augenhöhlen
Brachen Blumen, ihres Atems Stille griff
Nach meinem Herzen, eine blaue Hand.

Nächtliche Insel

(Frauenwörth)

Der See fließt langsam zu dem fernen Land.
Vielleicht, er findet irgendwo das Land.
Die blasse Küste weint Verlassenheit.
Im Röhricht ist so viel Verlassenheit.

Und ward die Wiese aller Blüten kahl.
Es steht die Hütte ganz in Armut kahl.
Die späten Vögel suchten lange Rast.
Es fand der letzte Falter dunkle Rast:

Am Ende wird ein großer Schatten sein,
Es wird der Morgen fast vergessen sein,
Noch eine weiße Birke hängt im Abend.
Noch eine weiße Nonne betet in den Abend.

11

Fährte

Durch allen Tag muß ich Dich suchend gehn
Und ist so viel, was rings Dich mir verheißt,
Mich mit Gewißheit Deiner schimmernd speist:
Ein Vogelrufen, Glanz des Golds, Kakteen,

Schnee, ach, und Geige, die gesehn Dich haben,
Fahnen der blanken Städte, Windeswehn –
Starbst Du in einer Sonne Untergehn?
War dies Dein Schrei in wehem Spiel der Knaben?

Ich wandre durch Taifun, kristallinen Strahl der Seen,
– Vielleicht, daß Dich ein Duft gefunden macht? –
Durch schwarze und die silbernen Alleen,

Durch Jenen, der geweint, und Den, der lacht, –
Durch allen Tag muß ich Dich suchend gehn,
Zu Dir noch wandert purpurn Pfad der Nacht.

Abenteurer

Nun hat der weite Weg mich ganz verloren,
Wie floh mich Anfang, Ende und die Mitte!
Ich bin in einem tiefen Kreis geboren,
Ich höre meine leichten Schritte
In einem fernen Lande widerhallen,
Ich höre meine leisen Worte
In eine dunkle Stille niederfallen,
Ich schreite durch viel fremde Orte,
Fühl mich gehalten, stille, wie zu Haus,
Und muß doch gehn, und gehe wie für immer,
Und schau nach meiner Rückkehr lächelnd aus –

12

Ich weiß so viel: Ich kenne schon das Zimmer,
Der blauen Ampel süß gestilltes Licht,
Ich hörte schon vor tausend Jahren diese Stimme,
Wie sie mir zitternd das Willkommen spricht.

Die Marionetten

Wir lieben unsre schlanken Puppen sehr
– Ihre weißen Gesichter sind einsam
Über Leibern, fromm von Zerbrechlichkeit –
Und spielen gern die seltsamen Verkettungen

Ihrer Arme, wenn sie sich lieben.
Tragische Gebärde ist ihnen zuteil,
Ihr dunkles Schicksal verstößt uns,
Sie sind unter fremden Sternen.

Manchmal greift uns ihr Schweigen ans Herz.
Dann springt – heiße Verwunderung! –
Tönender Schrei unsrer Inbrunst
Von ihrem entfaltetem Mund.

Ode an Sebastian

Oh, Du warst Baum! Darinnen Vögel schliefen.
Winde sich hold vermählten. Leoparden bogen kühl.
Ein Lamm, Gewölk, lag leicht an Dich gebettet,
Auch warst Du weit, daß fernster Städte Dach
Noch Deiner Zweige Schatten überwölbte.
13 Oh, Du warst weit! Ich konnte Deinen Wurzeln, die
Den Ball, verspielte Hände, eng umschlangen, nicht
Entgehen; Knöchel sank und blutete betränt.
Und Du warst groß! Es hing der Abendstern an Dir
Und losch vergrämt, als Du mit Stürmen Dich besprachst,
Du trugst die Sonne auf erhobnem Haupt,
Nacht sank in Trauer, da Du es geneigt.

Ich bin sehr müde

Mein Fenster lehnt sich weit in den Abend hinaus,
Die Wolken stehen über den Dächern, ein Blumenstrauß,
Die Luft streichelt mich und ist sanft und voll großer Güte.
Ich aber halte die Hände gefaltet, denn ich bin müde,
Und höre verwundert auf das beschwingte Schreiten
Der Menschen, die auf der Straße vorübergleiten,
So sehr sind ihnen heute die Glieder leicht.
Nur ich liege, schwergebettet in meine Müde.
Manchmal höre ich einen Schritt, der Deinem gleicht,
Dann bin ich, Geliebter, wie die Musik der Schritte leicht
Und wie die Wolken über den Dächern silberne Blüte.

Mund

Ich bin nur noch ein Mund, der zu Dir spricht,
So schwand ich hin, verlor sich mein Gesicht
Und all der Leib, zu dem ich mich versammelt.
Ich bin nur noch ein Mund, der zu Dir stammelt,
Der leben blieb, sein Sterben Dir zu künden:
Er tut sich auf, und muß schon in Dich münden.

14

Nachts

Ich kaure immer
Und höre mein Blut
Rauschen, den dunkeln Strom.

Sucht meiner Seele
Müder Fährmann
Deinen Schatten auf mondener Bucht.

Aber Du kamst nicht.
Er wartet lange, holte er
Dich endlich über!

Meine Augen

Wenn Du kommst
Müssen meine Augen
Ins Dunkel kehren
Wie in den Tod.

Seit sie Dich einließen:
Verräterinnen –
Nun leben sie immer
Unterm Beil.

Das Herz

Öfter ein Morgen, die sanftinfließende Kühle,
Oder ein Mittag verweilt. Trifft dich der Schatten der Nacht.
Oft auch ein Abend, gelehnt in die bläulichen Hänge:
15 Immer tönt dir der Schritt des ruhlosen Wanderers fern.

Das frühe Fest

Du bist die silberne Weide am Bach.
Schatten der Wolke Du schwimmend.
Du gehst über die mondenen Wege.
Die Städte-Straßen kennen Dich.
Tiere spürten Deiner Fährte all.

Nun suchen Waller, steile, Dich gebetvoll.
Da rot mein Fuß ging – Deine Ferne brannte! –
Liebend erkannten sich die Wandernden.

Gebet der Kindheit

Es ist ein schwarzer Hund bei Nacht, Herr Jesus,
Der auf seinen Krallen die hölzerne Stiege abwärtsgeht.
Es ist ein weißer Schatten manchesmal, Herr Jesus,
Der früh am Wegrand an der Weide steht.
Heiland, die Blume, die ich dir gesät,

Ragt immer höher auf zu deinem Schein.
Du ziehst sie groß zu dir. Ich will ein Hirte sein,
Dann bin ich mit den Lämmern dir zusammen.
Die Küken sind ausgekrochen, aber dem einen fehlt ein Bein.
Die Mutter sagte vor deiner Kerze: Alle Flammen
Münder zu deiner großen Sonne ein.

16

Gebet des taubstummen Knaben

Gott, der du schwer auf meiner Lippe ruhst,
Und ist kein Tun, das du nicht tust,
Du schläfst im Ohr mir diesen tiefen Schlaf.
Da ich dich unter Mandelbäumen traf,
Du gingst umhüllt von roten Blüten ganz.
Ich stand gebückt, ich losch in deinem Glanz,
Ich sank beschwert von deiner Pracht dahin.
Und ängste, Hoher, dem ich nahe bin,
Daß ich dir mehr entfernt und steinern werde –
Nimm doch, o Gott, mit deiner Glanzgebärde
Zurück den falschen Blick, der dich verkennt.
Aus dieser bunten Ferne, die dich trennt,
O kehre zur erloschnen Höhle gnädig ein!

Wie dunkeln Krug erfüllend fließt ein Wein.

Das Mädchen spricht

1.

Es spürt mich Einer in allem Rosenduft,
Ahne ich manchmal. Und er sucht mich auch
In Fliederblüten und den blauen Glocken.
Aber ich weiß mich selber nicht.

Ich will ihm gerne beide Hände reichen;
Nur meine Glieder sind so unbeschwert,
Daß ich mir immer wie ein Wind entgleite.
Ich glaube, daß ich noch nicht geboren bin.

17

2.

Einmal aber werde ich sein.
Ganz plötzlich. Wie von einem Stern
Der helle Stein zur Erde fällt,
Wird tief mein Name in ihn fallen.

Der vordem ging durch alle Gärten schwer
Und träumte mich, gab mir Gesicht
Und Leib und Lächeln, als er gläubig rief:
Ich fand mich atmen.
Und erstaunte tief.

3.

Aber es hängt vor allem Frühling
Ein sanfter Schleier wie Herbst.
Oder wurden meine Augen grau?
Nie blendet mich der Tag.

Ward ich der blassen Erde zart vertraut,
Oh unsrer Liebe nahe Bitternis!
Einmal werd ich der tiefste Schatten sein,
Der sie befiel.

Schwester,

Immer sind die dunkeln Abenteuer
Zwischen uns, wir können oft
Keines der vielen blauen Worte finden,
Die uns geschenkt sind.

Dann, wenn ich die schmalen Krystalle
Meines weißen Traumes Dir bringe,
Häufst Du rötliche Scheiter
Und glühst ein Feuer.

Oder ich möchte mit Abendwind
Deine schmerzliche Lippe kühlen
Und er kommt schwül von den Gärten
Meiner Sehnsucht.

Schwester, immer sind die dunkeln Abenteuer
Zwischen uns, wir können kaum
Unter Schatten erkennen, wie sehr
Wir uns lieben.

Der Kranke

Manchmal hebe ich meine Hände von der Decke ins Licht.
Nicht lange, denn sie sind schwer; und sehe wie das Licht
Sie umflicht mit einem roten Geäst von Blut.
Ich fühle eine fremde Wärme, die mir nicht wehe tut,
Mich in einen milden Schlafschleier spinnen.
Alle Menschen kommen und gehn und sind gut.
Sie sagen: ich leide. Doch ich vergaß das. – Leid? –
Ich kann mich dunkel immer nur auf eins besinnen:
Irgendwo in der Ferne vergeht die Zeit.
Irgendwo in der Ferne muß mein Leben verrinnen.

19

Der Sterbende

Die Grenzen fallen ab von mir, ich ward
Ganz unermesslich Hingegebener.
Und so mir tief und brüderlich vertraut
Atmen in mir die fernen Dinge
Und decken mich mit aller Nähe zu.
Oh starre Hülle Abgeschiedenheit,
Die endlich wie ein schwerer Traum entglitt!
Daß ich nun weiß: wenn dann der Abend fällt,
Bricht er in mich so tief wie in die Wälder ein.

Die Einsamen

Uns sind der Häuser viele umgestellt.
Die goldenen Gemache blenden manchmal
Der großen Feste, manchmal verweilt
Um uns die Zelle, die Klausen des Eremiten,
Leise bei Nacht.
Wir stehen oft
Aufgang ist unserm Blick das Gestirn,
Weite herbergt uns kühl. Schließt dann der Tag
Brennend in Liebe uns ein, wir bestehn
Schweigend. Öfters im Abend doch furchen
Angstüberschreckt unsre kindlichen Stirnen sich tiefer.

Die Gezeichneten

Auf ihrem Haupt stand früh der Stern, vergilbt und äschern;
Aber dann blieb durch Jahre alles ungeschehn.
20 Fast schon glichen sie Jenen, die unter Sonnen gehn.
Nur daß manchmal die Angst – wie Angst vor Häschern
Dem Fliehenden – an ihre Ferse sprang...

Nicht damals doch. Der träumte hin ins Blau.
Auch Einer, tief gebogen, noch vom Tau
Der Fron die Stirn beglänzt. Ein Mädchen sang
Ein leises Lied aus kaum entblößtem Munde –

Da war es: Dolch. Den griff die Flamme. Brannte
Vertraut im Kind das Gift. Und jeder kannte
Das Seine tiefst sich eigen. Schrie nur auf:
Die Stunde!

Der Heilige

Meine Schritte schreiten mir entwandt,
Meine Finger gehen nach der Frau,
Doch im Muttergottesmantel stirbt die Hand.
Bläue meines Blicks lockt Meer ins Blau,

Das in Sturm dem Feind Zerstörung sann,
Und das gelbe Haar schwebt segnend überm Weizenfelde des Verfluchten.
Ach, da ich mit List die Netze spann
Ihn zu stellen, kamen Engel, die mich suchten,
Und sie grüßten mich: den Toderretter des Verhaßten, demuthaft.
Mord stand rot im Abend um mich her,
Doch ich sank ins Aug des Rehs, mir ganz entrafft,
Und am Stamm des schmerzenlosen Leibes brach der Speer.
So entflohn, – oh Tränen meiner Klage,
Milder Sünde sehnend zugesandt! –
Schreiten meine Schritte mir entwandt:
Steil die weiße Lilie meiner Tage
Hält der Gott in seiner harten Hand.

21

Gesang der Frühvollendeten

Wir denken euch im Gleiten manchmal, Lebende,
Durch Traum und Ahnung und die Flut des Abends:
Ihr Schmerzlichen, wenn ihr in schweren Taten
Zur Tiefe sinkt.
Wir stiegen steil empor,
Da unserm Aufbruch keine Ziele standen,
Uns grenzenlos die Wanderschaft empfing.
Nun sind wir über euch, und euer fernstes
Geschehen löscht, Erinnerung, vertan,
Uraltes Lächeln unserer Vergangenheit.

22

Robinson

Die Fahrt

Ihn trug das Schiff. Und seine Lippen sangen
Hin über Weite, Wasser und den Wind:
O Ferne! Flucht! Entgleitendes Verlangen!
Augen, o Augen, immer noch zu blind,
O Atem, niemals tief genug getrunken,
Nie ganz geborstne Brust, entflammtes Herz,
Nie doch verglüht in Asche hingesunken,
O Stimme, hart, nie ganz geschmolznes Erz:
Euch trag ich hin zu neuen Paradiesen,
O Heimat, fremde und besonnt –

Er dachte noch, als ihn die Wellen stießen
Von Fels zu Fels, er dachte noch: der Mond
Hing nächtens da, wie eine Frau zu greifen.
Dann schlug er hin. Die See ließ von ihm ab.
Er lag ganz still, ein schmaler weißer Streifen
In Tang und Sand.
Er lag fast wie im Grab.

Robinson findet sich am Strand der Insel

Und dies war alles, was er fand, erwacht:
Es lag ein Leib, voll Schmerz, an einem Strand.
Hin floß ein Meer in hyazinthe Nacht,
Aufbruch in Blau ein unergründlich Land.
Der Wind lief schnell, die spitzen Möwen stießen
Auf Beute rings, und heisre Affen schrien.
Die roten riesenhaften Falter ließen
Klirrende Flügel streifen über ihn,
Er lag, ein Leib voll Schmerz, gehüllt in Feuer,
Er hob die Hand in Liebe über sich
– Getös der Welt ringsum scholl ungeheuer –

Er sagte streng, begrenzend, wissend:
ICH.

Robinson siedelt sich am Rand der Insel an

Und mit dem Wort wars, daß er dann begann
Die lange Zwiesprach mit sich selbst. Denn, sieh,
Er war allein. Er war im Ozean
Ein kleines Eiland. Und es kam ihm nie
Von draußen Antwort. Keine Flucht gelang.

Doch blieb ihm Sehnsucht stets. Er mochte tauschen
Den kargen Strand nicht um den Traubengang
Der reichen Gründe, denn ihm war das Rauschen
Des Meeres Hoffnung. So wuchs er am Rand
Von Erde, Wasser, von sich selbst. Es fingen
In ihm Gespräche sich. Er war wie Wand,
Dünn ausgespannt, durch die die Stimmen gingen.

Robinson zimmert einen Stuhl

Ich lehre schwer die ungeübten Hände,
Die von nichts wissen. Und mein Mund ward stumm,
Als ob Erinnerung ihm langsam schwände.

Ich hab ein Ding, behindert, schief und krumm,
Gebaut und muß an ihm nun meine Zunge lehren,
Die »Stuhl« sagt. Mit dem kindlichen, erstaunten Klang.

26

Und meine glückbetäubten Hände ehren
Sich in dem ersten Werk. Ein Tun gelang
Von Grund: ich sitze. (Und das ist fast, wie
Dies einmal war, sehr früh: ich bog die Knie.)

Robinson sucht Gott

Ists darum, daß du schweigst, Gott, weil du haust
In dem Verstummenden? Bist du der leere
Schallose Raum, in dem es schweigt, und baust
Dich rund um uns? Bist, den ich kniend ehre,
Der Angespiente Eines, und es gleichen
Gebet und Fluch dir Ohrenlosem längst
Sich aus, eh sie ertönten? Und es streichen
Sich Schmerz und Freude, daß nichts bleibt? Du hängst
Ein großer Ausgleich, bist wie das Bemessen
Der Wage, die im Gleichgewicht besteht?
Alles geht auf? Und daß mir hier, vergessen
Fast von mir selbst, die Einsamkeit vergeht
Und sich erneut, unendlich, trifft dich nicht?!
Du weißt sie drüben gehn in bunten Scharen,
Sie staunen vor den rasch verschäumten Jahren,
Und warfst mich hin: ihr einiges Gewicht.

Robinson tanzt

27 Heut aber grüß ich dich, o Gott, im Brand
Des frühen Morgens, da ich mich befreit
Aufschwung im Tanz wie eine Welt, verwandt
Dir Gleichgewicht; da, ein vermorschtes Kleid,
Hinsanken Trauer, Lust. Nichts war, das blieb
Aus dem gebundnen Sein; wie fiel Gewicht
Von Arm und Fuß: ein leerer Raum, so trieb
Ich hin im Raum, ins Leere, es durchbricht
Mich Luft, mich Licht, mich ungeheurer Glanz,
In den ich barst, Gott; bin ich, bin ich nicht?!

Ich tanze dir den grenzenlosen Tanz.

Robinson füttert sein Lamm

Hier sind nicht Städte mehr, die rufen: bau!
Nicht Wein auch, der betörte: komm und schlürfe!
Kein Trug der Sehnsucht um die fremde Frau
Und keiner Tat, daß sie mein Tun bedürfe.
Hier fand sich wieder weit versprengtes Sein
Kristallen, inselhaft, ein klar Gefüge
Aus mir und mir, ersehnt. Und doch zu rein,
Daß es der Ungeweihte reinlich trüge:

Er fing ein Lamm im Weidenkäfig ein
Und pflegt es, zärtliche, geliebte Lüge.

Robinson ist müde

Nun will ich fallen. Fallen wie ein Stein,
Den einer warf. Wollüstig sinken ein
Ins tiefe Gras. Wie in die Nacht ein Tag
Ins weite Un-Sein gleiten. Ach, ich trag
In mir Verlöschens-Sehnsucht: Wachsein war
Zehrend wie Krankheit, und es blühte schon
Zu weißen Wissens Aussatz mir im Haar.
Schlaf: spül mich dunkel-rein! Laß Robinson
Liegen in Nacht, wie Hügel ruhn, Geberde
Nur tiefern Schattens: dunkles Ding der Erde.

28

Ein Leichnam ist ans Land gespült

Ich grüßte ihn vertraut. Und seinen Namen
»Tod« sprach ich brüderlich. Da hob er sich,
Da fing er mich am tödlicheren Hamen,
Da warf er Diesen hin, da bog er mich
An das erstarrte Herz, den Schlag zu suchen,
Schloß Mund auf Mund, ob er nicht Atem fand,
Da hieß er mich mir rasender zu fluchen...

Ich grub ihn ein, der mir der Freund gewesen,
Das liebste Du ward Feind: der Teure trug
Sich Jenem an, von dem ich fast genesen;
Er stand beim Tod.
O, Stärke, die mich schlug!

Robinson zeichnet in den Sand

29 Du Palme, leicht, daß dich die Winde wiegen
Zärtlich in ihrem Atem! Strahlen biegen
Des Lichtes deinen Stamm zur süßen Melodie
Geschweifter Harfe. Seliger ward nie
Noch eines Bogens Silber ausgespannt
Am Blau des Himmels. Brennenderen Brand
Warf Schönheit nie in die versengte Brust.
Du Lichteste: Nicht schmerzlichere Lust
Gab je die Frau. O, sieh die Hand, gebannt
Von dir, in dich, die gleitend über Sand
Das schmale Zeichen sucht, das dieser Welle
Tödlicher Anmut, sterbend, sie geselle.

Robinson findet Spuren der Kannibalen

O Insel: faß ich dich zum ersten Mal?!
Eiland mit Fluß, mit Bergen, einem Tal
Und Wasser ringsum, Wasser ringsumher.
Mein Schritt versinkt, mein armer Schritt wird schwer,
Mein Schritt bricht noch durch Grund in lauter Wasser ein.
Wie pries ich Land: die Steppe, Wüstenein!
Ich lief und lief. Daß die Horizonte
Sich türmten hinter mir. Ich lief durch Monde,
Durch Jahre lief ich so... Hier steh ich, Stein.
Wem eine Insel wurde, da zu sein,
Der wird nicht weit vor dem Entsetzen weichen,
Es wird zuletzt ihn irgendwo erreichen
Im schmalen Rund: Er muß benachbart stehn
Jedweder Tat. Ihr nahes Antlitz sehn.

Robinson hat einen Traum

Was war der Traum? Ich kann mich nicht besinnen
Und seh ihn rings: Er blüht von jedem Strauch,
Die milde Kokosnuß verschließt ihn innen
Im Duft der Milch, ihn weiß die Schlange auch,
Die mich vorhin mit grünem Auge traf.
Wie seltsam ist die alte Hütte neu!
Ich fürchte mich vor dir, o fremder Schlaf,
Du Gast von weither, mächtig und nicht treu:
Du hast die Tat vollbracht, die ich nicht weiß,
Als wärst du ich. Nun um den Schritt zieht Scheu
Von Wissendem ringsum mir den verfehmtten Kreis.

30

Robinson und der Papagei

Als ich dich traf mit dem gefiederten Pfeil,
Du schönes Farbenspiel von Blau und Grün,
Langsam genasest du. Dein Fuß war heil;
Doch mochtest du nicht ganz mir mehr entfliehn:
Oft hört ich flattern plötzlich dich vom Ast –
Ich wanderte – da, dein vertrauter Ton
Rief, spottend, mich zurück, der ich mir fast
Entgangen endlich, rief:
Robinson! Robinson...

Die Dämonen fassen Robinson

Warum hab ich dies Eiland so erfahren,
Daß nichts mir fremd blieb? Ach, ein Baumgesicht,
Verhängt von feuchten, windzerfetzten Haaren,
Ich traf es einmal – fault es nun mir nicht
Zwischen den Schultern? Eine Kröte war,
Fett und gefleckt, die Schlange schlürfte sie.
Auch lag ein Glied, schamlos und offenbar,
An einem Sumpf. Ein Stein vielleicht, doch wie
Aus mir gerissen. Und ein Fluß, gespalten
Wie durch mein Herz so schmerzlich. Ach, es steht

31

Sie, die ich sah, Verwesung in mir auf: verhalten
Glomm Gelb in Violettem. Es verweht
Der Süd mein Hirn: Nun bin ich mir entglitten
Und weiß mein Ende nicht mehr. Was geschieht,
Geschieht in mir. Ist ich. Ich bin inmitten.

Robinson ruht unter seinem Laubzelt

Aber mit einem Male erstrahlen
Tage der Nähe wie selige Segel,
Die auf dem Blau des Wassers sich malen.
Aber der Glückliche kennt nur Beharren.
Ach, er vergaß ganz die Sehnsucht der Tage
Gestern und vorher, die Jahre gehegte.
Ach, ihm erstarb ganz die brennende Frage
Wann? Und er sieht die Errettung verweilen,
Aber vom Glück?! – Und träumend entgleiten
Sieht er die Tage, die Segel enteilen
Silbern hinaus in verfließende Weiten.

Das Erdbeben

32 Erkenne nun: du konntest ärmer sein
Stets noch um vieles. Nicht das Moos zur Nacht,
Der Quelle Trunk, ein Schatten, die allein
Verlierbar noch; o hier ward mehr vollbracht
An Aufzuegendem: daß, jäh beraubt
Ums Ziel, Gedanken stehn, die sonst dich brachten
Schnell ins Gerettete: bedrohte dich
Gewässer, riefst du »Land«; und als entfachten
Nach dir sich Flammen, o wie stürzte sich
Ins Kühle deine Sehnsucht. Was geschah
An schmerzlich Spürbarem, vertrieb
Zum Gegensatz dich hoffend: Heil war nah.
Wohin nun denkst du rettend? Was verblieb?
Nicht Erde, die sich öffnet; Meer, das steigt,
Tödliches Wasser; Himmel nicht, in Brand;
Tal nicht, aufberstend; Berg nicht, der sich neigt:

Kein Ausweg mehr ins Andre:
O halt stand!

Robinson findet Freitag

Er blieb, da er mich sah, erschrocken stehn,
Ich stand, der ihn erblickte, Stein, verblieben
In der Gebärde: himmlischem Vergehn.
O Menschen-Wohlgestalt! O Glück, zu lieben
Im Blick Verwandtes: Auge, Lippe, Knie,
Ein Ohr wie meines, Füße, fünfgespalten,
Und Hände, ganz vertraute Form, wie die
Sich breitend jetzt, der Schritt, nun aufzuhalten
Länger nicht mehr und dort erwidert, scheu...
Antwort jetzt meinem Ruf. O süß Getön
Von Stimme! Schuf mir zum Gespielen neu
Spiegelnd mich Einsamkeit?
Bin ich so schön?!

33

Freitag findet seinen Vater

Doch war es frühe, daß dies Ich entglitt,
Das Spiegelbild sich wandelte zum Du:
Da war ein alter Mann, und Freitag litt
Angst und ertrug Gefahr und fand nicht Ruh
Um diesen Greis.
Mir war er fremd. Ich ließ
Ihm den Geliebten und brach auf zu jagen,
Ein böser Geist; Ich tötete. Ich stieß
Die Lämmer von der Mutter. Einmal lag
Mir Freitag jäh im Wurf, rief: »Töte mich,
O Herr, du zürnst!«
Mich überfiel die Scham.
Ich rief ihn an. Er blieb und weihte sich
Dem Tod in Anmut. Als ich näher kam,
Lächelte er nach meinem Kuß. Ich hob
Ihn sühnend auf, zum reineren Geschick

Des Bruders. Er nahm hin. Doch es verwob
Seither sich Trauer seinem fremdem Blick.

Robinson schreitet den Zaun eines Geheges ab

Weiß einer sonst, wohin die Zeit ihm schwand?
Fand er wie ich sie je versammelt wieder?
Dies ist der Zaun um ein betreutes Land.
Wie eine Schar von Vögeln ließ sich nieder
Mein Leben hier: ein Tag auf jedem Pfahl,
34 Und sie sind aufgereiht zu langen Jahren...
O seltsame Verwandlung! Aus der Qual
Sinnloser Fron muß ich zuletzt erfahren
Ein Glück. Verständlicher um wenig zwar
Als jene Last. Jedoch ein Glück. Als zeugte
Einst einem Fragenden der Zaun: Er war.

Robinson nimmt Abschied von der Insel

Nun lehrst du mich das Letzte: lehrst zu gehn –
O schwerer Abschied! – kleine Insel, Land,
Das mir erwuchs: ich küsse deinen Strand.
In dich gebettet, in dir zu bestehn
Wie sehnt ich mich! Wir waren eins geworden
In langer Liebe: Meine Seele strich
Rauschend durch deine Wälder, stürzte sich
Brausend in deine Flüsse, sang in Worten
Tief aus dir atmend auf. O Reich, verliehen
Mir, ins Verwandte tief verwandt zu reichen:
O Leib aus Erde, Wasser, Salz, Gestein!
Und nun Verbleichen, abendliches Weichen
In das Gewesene – o daß uns kein
Verweilen ward! Daß Ewigkeit uns nur,
35 Verwandelten, ein schmales Teil mag sein;
Dem ewig Gehenden ewige Spur.

Robinson sucht Gott

(Erste Fassung)

Bist Du denn überall der Erste? Warst
An jedem Ort, den je ein Mensch betritt,
Vorher? Denn sieh, daß Du Dich offenbarst,
Geh ich in Hoffnung. Jahre. Schritt um Schritt.
Wer bist denn Du? Der Tag und Nächte schweigt,
Wenn man ihn ruft? Der Mächtige, dem Wind,
Wasser und Land sich in Gehorsam neigt
Und dem zwei Worte zuviel Mühsal sind,
Den Armen zu erretten, der Dich sucht?
Gib Antwort, Gott! Du schweigst. Oder ich ward
Zu hören Dich in Schweigen neu verflucht?

Bist Du, o Gott, so grenzenloser Art?!

(Robinson spricht zu Gott)

Du bist, o Gott, so grenzenloser Art:
Mir, der Dich sucht, gesellt sich Irgendeiner,
Der spricht mit Spott von Deinem weißen Bart.
Und hebt mein Flehen auf: wir sind wie Keiner.
Und daß ich hier bin, einsam und gebannt
Auf einer Insel: dafür sind sie viel(e)
In großen Städten. Und das harte Land
Das ich bebaue, ist dem Pflug wie Spiel.
Doch wenn ich lache, weint dann einer wo,
Und es bleibt still um Dich. Wir sind gewogen,
Du bist der Ausgleich. Traurig oder froh,
Verworrne Melodie kam fern gezogen:
Und starb schon hin. Und war schon Harmonie.

Mit einer kleinen Sammlung von Kakteen

1.

Wie jenem König Midas: Er vernarrte
Zuletzt dem Schein von Goldenem sich so,
Daß was er griff zu gelbem Glanz erstarrte,
Speise und Trank; die Erde, drauf er floh

Vor seinem Fluch, glänzte ihm unterm Schritt
Vergoldet auf. So wandelt sich in Glut
Was mich berührt. So unentrinnbar tritt
Geliebtes plötzlich aus der fremden Hut,

So unausweichlich nahst mir Du aus allen
Weiten des Himmels, das verhängte Ziel,
Dem jeder Weg schon zu Beginn verfallen.

Und auf dem abgewandten, fliehnden, leer
Geglaubten, sieh, in einem neuen Spiel
Dir zu entgehen, fand ich Dich noch mehr.

2. Mamillaria Pusilla

Sie stehen fremd in einem reinen Rund,
Tief in sich eingehüllt wie in Gefieder.
Sie gehn in sanfter Wölbung auf und nieder,
Sie bergen Zärtlichkeit in ihrem Grund,

Der unergründlich ist: sie ragen nah
Und sind Entfernte, zauberisch bewehrt.
Dann plötzlich, so entfremdet abgekehrt,
Scheinen sie näher und vertrauter da,

Rufen sie eine sanft verwehte Gier
Nach Liebkosungen, darin sie erschlossen
Sich öffneten. Doch einem schönen Tier

Unfaßbar gleich in ihrer stummen Ruh
Stehen sie unbewegt und ungenossen
Und sie versagen sich so tief wie Du.

3. *Opuntia Monacantha*

Ich nahte mich, wie einem frommen Brot
Ein Pilger naht, mit sehnsuchtvолlem Munde.
Du stießest ihn, Dir aufgetane Wunde,
In eine tiefe nie gestillte Not:

Du höhntest ihn mit übernommener Hülle
Von Saft und Speisung, bitter bis zum Rand,
O bittere Frucht! Der Mund, der Dich im Brand
Einmal empfing, sieh, er verlangt die Fülle

Von Bitterkeit wie Süße; widersteht
Keiner Erfahrung mehr: Er kommt und mündet
Dürstend in Dich und nimmt und trinkt und geht

Von Dir und ist so ganz mit Schmerz versehrt,
Daß er wie ein Beseßner sich entzündet
Neu aus sich selbst und endlos wiederkehrt.

40

4. *Cephalocereus Senilis*

Auch diesem weißen Haar entstiegest Du
Unfaßbar, ein verhangenes Gesicht.
Ich beugte mich ganz überstürzt ihm zu
Von einem fremden vielgespaltnen Licht

Und sah darin Dich lange Wege schreiten,
Wechselnd gewandt in wechselndes Geschick,
Und sah Dich in die ungelebten Zeiten
Eingehn. Es losch mir der gesenkte Blick

Zuweilen so, daß Du wie in den Weihern
Ein Wolkenbild, ein fast verlornes, schwanktest.
Ich schlug das Auge auf aus seinen Schleiern

In das Bestimmte wieder. Und ich sah
Dir folgend ferne: Wohin Du gelangtest,
Stand meine Liebe groß und wartend da.

5. *Cereus Flagelliformis*

Die Züchtigung: dies aber bist Du auch,
Du bist die harte, die umdornte Rute
Aus einem bitteren verfluchten Strauch;
Wo Du auch triffst, da triffst Du tief im Blute.

Du bist was schmerzt. Nichts auf der Welt schmerzt mehr,
Kein Schmerzendes ist ohne Dich. Bewegst
Du Deine Hand, schon überhäufst Du schwer
41 Mit Schmerz der Leidenschaft. Du schlägst

Mit Widerhaken tausendfach verschlingend
Ins Fleisch Dich ein, daß, ob Du dort ob hier
Verweilst, es schmerzt. Und zogen einst sie singend

Zu ihrem Gott, die blutige Geißel schwingend,
So treibst Du mich, Unruhe über mir,
Nun aus mir fort: ins Unerreichte zwingend.

6.

Doch dann zuletzt bist Du das gute Gleiten
Ins Schlafende, das ohne Sprache ist
Wie ohne Traum. Das sich so tief vergißt,
Daß Namen schon es mit sich selbst entzweiten.

Sie stehen wieder stumm im Topf aus Ton,
Und was sie sprachen wurde nie gesagt,

Und was sie klagten wurde nie geklagt:
Ganz pflanzenhaft in einer dunklen Fron

Von Wuchs und Trieb sind sie zurückgewandt
Zum Schweigenden. Und Du darfst nichts erwarten
Als Dieses nur: daß sie einmal, besehn

Von Deinem Blick, berührt von Deiner Hand,
So wie ein plötzlich übersonnter Garten,
Aufbrechen und in jäher Blüte stehn.

42

Imago

Aber öffne...

Aber öffne nur die Türe,
Aber tritt nur auf die Schwelle,
Hebe kaum den Blick und spüre
Schon die ungeheure Helle,
Schon den Glanz der leeren Räume,
Die wie Wiese rasch erblühten,
Schon den Tanz der schweren Träume,
Die sich hoben, die erglühten...
Zärtliche beschwingte Welle,
Sieh, kein Lufthauch, der nicht rühre – –
Aber tritt nur auf die Schwelle,
Aber öffne nur die Türe!

Kakteen

Sie stehen jahrelang im Topf aus Ton,
Verstockte in sich, selbstverliebte Käuze,
In einer rätselhaft verbissnen Fron
Der Form: sind Kugel, Kegel, Kreuze,

Sie gleichen Birnen, mißgebornen Köpfen,
Sind Stein-Gespenster, Schlange, Hand:
Verfeindet so dem Außen, daß in Schöpfen
Stacheln aufstehn um sie wie eine Wand,

Dahinter sie verharrn, anarchisch, kündend,
Prophet und Gott, ihr selbstbeseßnes Ich,
Bis sie auf einmal stumm, in Blumen mündend,
Sich ganz verschweigen, opfern, löschen sich.

Ballade vom Namenlosen

Er lebte weil er geboren war,
Er fand keinen anderen Grund.
Die Mutter liebte ganz früh sein Haar,
Einmal Eine dann seinen Mund,
Doch war es nicht wichtig und verging
Auch schnell, bevor ers ermessen.
Alles in allem war so gering –
Er hatte als er zu sterben anfang
Sich schon seit Jahren vergessen.

Ballade vom Schatten

Engte mich mein kleiner Schatten ein,
Kleiner Schatten, der mich streng umschrieb,
Mir drei Schritt voraus, zur Seite ging
Oder drei in meinem Rücken blieb.

Sprach ich: Schatten, böser Spiegel Schatten,
Soll ich ewig treuer Diener sein,
Immerfort von deinem Maß beschlossen,
Ewig Abbild und für ewig dein?

Schatten sprach darauf: Gib mir ein Licht,
Größres Licht gib mir, mich drin zu strecken,
Und ich geh von dir, groß und namenlos
Weithin fremde Erde zu bedecken.

Frau, da ging deines Blickes Mond,
Deiner Augen Sonne schräg überm Himmel auf.

(Unvollendet)

An den Vater

Ganz früh: Du tauchtest Dampf der morgendlichen Gärten
In meine Seele. Der blauen Sichel des Mondes
Namen gabst du, verwandt. Es reihten die Tiere
Dir sich gehorsam, Zauberer, der du die Blumen
Fremd im Abend beschworst zwischen Farrnkraut und Steinen.
Mich auch einmal. Und gehst mir weiter die fremden
Wege wie damals voran. Weißt schon den weißen
Schimmer des Haars. So reichst du, das Endliche kennend
Immer zuerst, den Tod wie damals den Tau, wie die Blumen.
Aber die Liebe verfließt, ein dunkles Gewässer
Ferne unendlich von Jedem einsam befahren.
Spülte mir niemals zur Seite, der dich trägt, den Nachen,
Hilfe verheißend. Es reichte mein Schrei
Nicht ins Land dir der Nacht: versink ich, erstrahlst du,
Tröstlich vielleicht, ein Letztes, verwandelt, als Stern.

Karneval des Unbeschwingten

Ach, ich war mir ganz entlaufen,
Tanzte fremd im fremden Land
Und sie wollten mich schon taufen:
Einer doch den Namen fand,

Der mich rief, wie sie mich nannten
Damals, einst, vor langer Zeit...
Und ich wußte: sie erkannten
Unter dem gemalten Kleid

Doch den Fremdling, der verblieben,
Nun sich selber unbekannt.
Sein verstoßnes Herz zu lieben
Stand er rot an einer Wand.

Traumbrücke

Über die Tage, über die hellen,
Wenn sie der Abend verdunkelt hat,
Schießen die langen, schießen die schnellen
Brücken des Traumes von Stadt zu Stadt.

Über die Wälder, über die Meere
Wölbt sich mitternächtlich ihr Flug,
Weit wie der Wolken schweifende Heere,
Breit wie der Vögel wandernder Zug,

Vogelgleich, wolkenhaft, ohne Entgleiten,
Denn ihre Pfeiler stehn nahe bewahrt;
Aber die Ufer, aber die Weiten
Ziehn sich entgegen in rasender Fahrt:

Und es hebt sich zu der Spieluhr
Leisem Gang die Schlange weiß,
Die aus Königsgräbern auffuhr
In dem blitzgebahnten Gleis.

Und es schnellen tausendfachen
Winkes Götter Arm um Arm,
Von den Schalen, alten, flachen
Nährt sich ihrer Finger Schwarm.

Und es schwimmen nahe Wände
Fort in Urwald und Gestade,
Drinne schlingen ohne Ende
Sich die vielbegangnen Pfade.

Unverhaltbar müssen spalten
Munde sich in langen Schrein
Und es brechen die Gestalten,
Die befreien, in sich ein.

Aber beim Scheine des Morgens beschlugen
Sich die Gesichter mit Ferne und Licht,
Und die sich töteten und die sich trugen,
Liegen allein und erkannten sich nicht.

Insekten

Tagsüber bargen die Blätter,
Bäume und Blum ihr Gesicht.
Schatten war ihnen und Retter
Wieder ein flatterndes Licht.

Aber im Abend fiel fahle
Blässe durchsichtig zu Tal.
Mond, die geneigte Schale,
Goß den Strahl.

Welt war drunter die bleiche
Alles Verbergens bloß.
Sie auch zogen vorüber
Einsam und gläubig und groß:

49

(Unvollendet)

Jugend des Propheten

Ich liebte Linnen und die sanften Seiden
Strich meine Hand mit Lust. ER flüsterte:
»Das harte Fell des Hirsches wird dich kleiden.«

Ich saß beim Mahle und mein Blick war Schein
Des gelben Weins. Er sagte laut und hell:
»Die bittere Wurzel wird dir Speise sein.«

Mein Schloß war fest... Und als ich mich gerettet
Noch zu der höchsten Zinne, rief Er dort:
»O guter Schlaf, auf Dorn und Steingebettet!«

Ich lag bei ihr. In ihrer Brüste Bucht
Träumt ich den Heimat-Traum. Er hat gewußt,
Ich würde einsam gehen und verflucht.

So brach ich auf. Denn daß ich ihm geglaubt,
Zwang mich sein unbesiegbar sichres Wissen.
Groß hing sein Lächeln über meinem Haupt.

Don Quichote kämpft mit Gott

Da Du mich segnen sollst, was frommt Dir dies,
Daß Deine Hand, Gewaltger, mich verstieß,
Daß Deine Kraft, Gesegneter, mich ließ,
Daß mich Dein Atem, Zürnender, verbließ?

Nun lieg ich irgendwo. Und ich bin nicht mehr
Als Staub im Staube, unerkennbar, sehr
Gering. Und schweift Dein großes Auge her
Auf meine Stätte, trübt sichs wolkgig leer.

50

Ich aber laß Dich nicht. Da Du verneint
Mir ändern Kampf, sieh, Reiner, her: ich bot
Dich auf, in Pfützen spiegelnd, kämpfe, Feind

O Einziger mit Dir: Du würgst mich wenn
Der Staub mich würgt. In jede ärmste Not
Reiß ich Dich Gott: Du segnetest mich denn.

Der Einsiedler

Er hatte seit Jahren nicht mehr gesät
Verstreut noch reifte ihm das Getreide
Zuletzt ließ er den Hafer ungemäht
Sein Pferd verlor sich auf der Weide.

Er brach eine Zeit noch Beeren vom Ast
Als müßte er einen Hunger stillen,

Dann vergaß er auch diese letzte Last
Um seiner tieferen Ruhe willen.

Er saß vor der Hütte bei Tag und Nacht
Die Hütte verfiel in Wind und Regen
Allmählich wuchsen die Gräser sacht
Seinen Füßen und Knien entgegen

Und wuchsen langsam durch seine Hand.
Er ward wie ein Sieb, ohne Außen und Innen.
Gleichmäßig und ganz ohne Widerstand
Konnten die Jahre durch ihn rinnen.

51

Der wandernde Stab

Ahasvers war ich einst,
Tannhäusers auch.
Ich grünte und ich schlug
Wurzeln einmal und wuchs und wurde Strauch.

Nun ist die Welt besät
Mit meiner Brut:
Ein jeder Schößling trieb
Und trieb die alte ungestillte Wut.

Trieb, die sich treibt, die Kraft.
Wen sie befiel,
Wer mich ergriff, den trifft
Ziel nur als Weg zu einem neuen Ziel.

Wer an mir ging, den kann
Kein Haus verwahrn,
Zu viele Straßen rings,
Die ungekannt ins Unbegangne fahrn,

Zu wenig Schnitter für
Die große Mahd,

Nach allen Händen drängt
Und drängt sich gierig die gereifte Saat:

Wegsüchtige, die aus mir
Geboren sind
Und noch gefangen stehn
Und seufzend wehn unter dem weiten Wind...

52

Mißhör die Sehnsucht nicht,
Die um dich brennt,
Mensch, faß ein Ding und geh
Ihm nach und stills und führs zu seinem End.

Möwe über der Brücke

Dir unterm Fuß,
Zwischen den Ufern Schreitender, spannt
Sich der Brücke gewölbter Bogen.

Und eine Möwe,
Wie ein Gedanke fernher blitzend,
Schießt auf dich ihre blendende Bahn.

Eine Sekunde
Stößt ihr Auge in deines, greift
Dich der weißen Schwinge Umarmung.

Eine Sekunde
Hebt dich der Flug, trägt dich der Geist,
Der schwerelose, brausend empor.

Es weht dich an
Der unendliche Raum, es rauscht
Freiheit dir unermesslich ums Haupt.

Wie ein Gedanke
Der weiße Vogel, fernhin sich windend,
Und kehrt dir einmal wieder vielleicht

53

Solange noch
Von Ufer zu Ufer, Wanderer, dich
Der Brücke schweigender Bogen trägt.

Gesang an die Stadt

Du brachst im schönen Leib der Landschaft auf.
Wie eine Eiterbeule aufbricht, brachst du
Auf in den Tag und liegst du gleißend nun
Unter den Sternen nachts.

Nun gehen alle großen Straßen zu dir hin:
Zu dir die Mühsal-Straßen, staubbedeckt,
Die Eisen-Adern, und die unsichtbaren
Straßen der Luft spannen sich nach dir hin.

Und alle großen Ströme münden in dich ein:
In dich die breiten, breiten Ströme Blut,
Die Ströme Lust, die Ströme Schmerz, es stürzen
Zu dir die tausendfachen Ströme Tod.

Daß, wer in dich trieb, Wirbel, sieht zurück
Und sieht nur Weg: sieht noch in Kindheitsjahren
Von Kindheitsdrachen sehnsuchtsvoll befahren
Nach dir ein ziellos reines Blau.

Auszug der Tiere

Es waren eingekreist die ahnungslosen
Verirrten Tiere eh sie sich versahn
Von Wand und Wand. Ganz fern im Grenzenlosen
Zog noch von Himmel eine blasse Bahn.

54

In einer Nacht war Mond in ihren Träumen.
Sie brachen auf, gezogen in das fahle
Trügende Licht. Und wie ins Laub von Bäumen
Stiegen sie ins Geäst der Kathedrale.

Und stiegen träumend fort bis in das letzte
Gezweig der Giebel und erwachten kaum
Als sich ihr Fuß hinaus ins Leere setzte:
Sie fanden sich verstiegen in dem Raum,

Der Erde nicht und der nicht Himmel hieß,
Ganz heimatlos. Sie starrten in des Lichts
Ziehenden Strahl bis sie der Blick verließ
Und sie versteinten, irren Angesichts.

Park im Vorfrühling

O halte dich, aus dir nicht zu entgleiten
Ins Grenzenlose! Folg der Hunde Spiel
Nicht mit dem Blick, wies weiß in dunkeln Weiten
Der Büsche schwindet. Lausch nicht auf ein Ziel
Im unruhvollen Trab der schnellen Pferde,
Von fern her klopfend. Achte, daß die Sohle
Der Füße dir nicht, schwindelnde Geberde,
Der Hügel Fall und Anstieg wiederhole,
Schmeck nicht zu tief den bitteren Knospenduft!..
Und doch zuletzt, ein Trunkener und schwer
Brichst taumelnd du durch trügerische Luft
Tief in des Himmels schwarz beschäumtes Meer.

55

Unendlicher Frühling

Ich seh dich wieder, Frühling, steigen ins Geäst.
Ich seh den dürren Zweig, von deiner Faust umprefst,
Nun wieder glühn und blühn, ich seh den Wiesenpfad
Bergauf dir unterm Fuß erstehn und wehn wie Saat.

Dann wirst du wieder um die Gipfel streichen –
Schnee, der vergeht, o Weiß, das zum Verbleichen
Sich wieder fügt, talüber quillt, o Einsamkeit,
Gelöst, hinströmend zärtlich wild und weit.

(Unvollendet)

Abend im Frühherbst

Weit ausgegossen liegt das breite Land.
Der Himmel taucht den Scheitel noch ins Licht,
Doch seitlich hebt gelassen eine Hand
Die dunkle Maske Nacht ihm ins Gesicht.

Viel fette Lämmer weiden auf der Flur,
In Gärten steht das Kraut in seiner Fülle,
Herbstwälder ziehn als eine goldne Spur,
Am Baum die Frucht glänzt prall in ihrer Hülle.

Es ist der letzte dieser kurzen Tage:
All Ding steht reif und rund und unbewegt
Schwebend in sich gebannt wie eine Waage,
Die Tod und Leben gleichgewichtig trägt.

56

Weg im Nebel

Nun wird die Spur der Füße langsam ungetan,
Und aus der Tiefe, aus der tiefen Tiefe steigt
Das Trübe, schwadengrauer Nebel himmelan.

Nun wird der Augen-Aufblick langsam leer,
Und aus der Höhe, aus der hohen Höhe neigt
Die Wolke sich, sinkt Nebel erdwärts schwer.

Nun drängt zu dem verwandten Un-Gesicht
Das Wesenlose aus den fahlen Gründen
Und hebt sich sehrend ins versäumte Licht.

Nun flieht, was war: es fliehen Busch und Baum,
Flieh'n Berg und Tal, die sich zur Flucht verbünden,
Es fliehst du, Herz. Es floh'n die Zeit, der Raum.

Land wurde Meer. Meer wurde schwälend Schaum.
Ihn schlürft, sich fröstelnd zu entzünden,
Das ungelebte Leben und der ungeträumte Traum.

Schnee

Träne des Himmels: der Regen fiel
Tödlich wie Schwermut fällt
Auf das geliebte zerbrochene Spiel
Auf die verwesende Welt.

Herbst schon rollte sie schwelgend hinab,
Purpurner Untergang,
Sanft nun wiegt sie zu Grab
Eigener Wehmut Gesang.

Da: im silbernen Blitz der Fröste
Sieh, Erstarrung fällt,
Selige Form; es tanzt im Kristall die erlöste
Tanz die gerettete Welt.

57

Jahres-Ende

Du greises Jahr: du eilst, dem Ziele zu
Rascher und rascher, sehnst dich nach der Ruh
In einem tiefen grenzenlosen Tod.
Doch sieh: ich eile schneller, nach dem Rot
Des neuen Morgens gierig, dir voraus.
O komm! Hinübergeh! Lösch aus, lösch aus!
Gezeichnetes, Beladenes, befleckt
Mit großer Müdigkeit, mit Schmerz bedeckt –
Vergeh – ich werde! Stirb – und ich vermag
Aufzuerstehn: o neuer, reinster Tag!

Ich sah dich an...

Ich sah dich an, o daß ich dich
Niemals gesehn, nun bin ich blind,
Nun bist du groß, nun führst du mich
Ein irres Kind.

58 Und wo das Haus, das sichre Haus
Mir einst im Wind geborgen stand,
Da zieh ich aus, da zieh ich aus
In Niemand's Land.

Und wo ich bleib und wo ich steh,
Wächst Schierling süß und duftet wund,
Umhaucht mich schwer, bespricht mich weh
Dein liebster Mund.

Wohin ich geh, wohin ich treib,
Traum treibt mich um, niemehr erwacht
Die trübe Seel, der arme Leib
Aus deiner Nacht.

Nenn ich dich Glück?

Nenn ich dich Glück? Entsetzen? nenn ich dich
Heil oder Folter? Ich weiß keinen Namen
Zu fassen dich; ich fügte keinen Rahmen
Um dich, daraus dein Bild nicht löste sich
Und schritt davon.
Ich habe dich zu halten
Vermocht in keiner einzigen Gestalt.
Ich griff mit einer innigen Gewalt
Und was ich griff, lächelte schon gespalten...

Du bist so weise dich stets zu entwenden
Aus meinen Worten, meinem Blick, der Hand,
Daß ich schon oft vermeinte dich zu finden,
Wenn ich fand

59

(Unvollendet)

Anrede

Ich atme Dich mit Sehnsucht, süßer Duft.
Wo Du verschwebst, ging aller Frühling enden,
Wo Du verhauchst, da weht von Schatten-Wänden
Herbstlichen Atems die bereifte Luft.

Ich schmecke Dich mit Andacht, edles Brot.
Wo Du gebrichst, gebricht es aller Fülle,
Wo Du ausgehst, da steigt aus ihrer Hülle
Von Überfluß die ungemessne Not.

Ich fühle Dich mit Angst, geliebter Leib.
Die Dich verlor, die Hand, wird irrer Schwere
Tasten ringsum und tasten in die Leere
Nach allen Dings unfaßbarem Verbleib.

Ich höre Dich, o naher Stimme Sang.
Wo Du verstummst, wird jeder Laut in Schweigen
Hinsterben und vergeblich tief im Neigen
Das Ohr sich mühn nach einem kleinen Klang.

Ich sehe Dich mit Inbrunst, großes Licht,
Geleucht der Weite, Glanz aus tausend Fernen.
Wo Du verbleichst, kehrt unter blinden Sternen
In Dunkel das verlöschende Gesicht.

Sonett

So bin ich nun verführt von jedem Schatten,
Der niederglitt aus eines Vogels Flug,
Als träfe mich mit tödlichem Ermatten
Dein Wimpernaufschlag. In dem wilden Zug

Des Windes rührt mich deine harte Hand
Sehnsüchtig an, im Schilfe rauscht dein Haar,
Dem Stundenschlag, wie er verzitternd schwand,
Glich oft dein Lächeln, fern und unhaltbar.

Auch, wenn du weintest, wär im Niederregnen
Noch deine Träne – ach ich müßte dir
Selbst wo du niemals gingest, noch begegnen

(Unvollendet)

Oft aus den tiefen Schächten der Nacht

Oft aus den tiefen Schächten der Nacht
Steigst Du empor: Dir trieft
Dunkel Schweigens Gewässer
Aus dem verworrenen Haar.

Oft vor der Röte des Morgens
Steht das Gebirg, Deine Stirn,
Schweifender Hang der Wange um
Deines Mundes vereisten Grat.

Abends dämmert Dein Schatten oft.
Tief aus dem Spiegel des Sees,
Blicklosen Blickes hebt
Sich Dein goldenes Auge auf.

Allein im Mittag seh ich Dich
Beweglich, flüchtigen Fußes
Ziehn wie die Zeit. Du schüttelst
Lächelnd Hände und Haupt.

61

Uralt...

Schweig, mein Geliebter; Mund auf Mund
Wurden wir groß, wurden wir alt
In einem nie gestillten Bund,
Alt wie der uralte Wald.

Alt wie der Mond, mein Lichtgesicht,
Bist du am Himmel tausend Jahr

O schmale Sichel aufgerichtet,
Der ich die Ernte war.

Alt wie das Meer, die dunkle Saat,
Nach dir gereift, sehnsüchtige Flut,
Steigt zwischen uns den ewigen Pfad
Dunkel das ewige Blut.

Dann, wenn du gehst...

Dann, wenn Du gehst, scheinst Du mir nie gewesen.
Ich finde mich, wie der vom Traum erwacht,
Versehnt nach einer nächsten tiefern Nacht,
Zur alten Lüge lächelnd zu genesen.

Dann, wenn Du kommst, weiß ich mich nicht erhalten
Je ohne Dich, Du Herz der toten Welt:
Du Brand, vor dessen Glut mich das Erkalten,
Dem ich entrann, erinnernd überfällt –

So schwank ich, willig immer zu verlachen
Der frühern Stunde Armut; find ich mich
Zwischen Phantomen taumelnd; in den Rachen

Gleit ich der Zeit, unwissend: liebt ich Dich
Eben im Traum, eben im Traum-Erwachen?
Dies nur: ich tats, blieb unabänderlich.

Geh nicht vor mir...

Geh nicht vor mir in dieses unbesungne
In dieses dunkle Reich, das Keiner kennt;
Damit Dein Name, dieser lang verklungne,
Wenn ich ihn ruf, noch Dich mit Namen nennt.

Vertausche nicht Dein Angesicht mit jenen
Veränderlichen aus dem fremden Kreis,

Die oft im Traum vorübergehn und denen
Ich keinen Gruß und keinen Wunsch mehr weiß.

Laß mich beim Brot gedenken und beim Wein,
Daß Du noch glühst, laß nicht mit Schatten-Speise,
Mit Blut und Mehl verstohlen her Dich rufen,

Wie man Geschiedne ruft: es steigt ihr Schein
Und ihre unsichtbare Sohle leise
Erdwärts herauf die ungeheuren Stufen.

Sonett

Wende den Blick hinweg! Er traf mich lang
Und traf mich tödlich. Zwar ich gleite nicht
Unwillig hin, nicht zu vergehen bang:
Nur nimm von meinem Tod dies dunkle Licht,
Nimm Deinen Blick hinweg! Kein Dickicht ist
Mir ja bereitet wie dem wunden Tier,
Dem bald Geendeteten; und keine List
Mich zu verbergen wachte noch in mir –
So sei barmherzig! – Und es löste sich
Auch meinem Blick dies schauerlich einmal
Vernommne Bild: Es bot dem kaiserlich
Wandelnden Nero sich, von spitzem Pfahl
Emporgepreßt, ein Antlitz, das verblich:
Er prüfte lang und lächelnd seine Qual.

63

Tote Liebe

Was mir erwarb
Ihr süßes Licht
Was ihr verdarb
Mein Angesicht
Warum sie starb
Ich weiß es nicht.

Die Märchenbraut
Lag so im Tod
Dem Blick vertraut;
Der Wange Rot
Wer es geschaut
Fiel neu in Not.

Als hübe sie
Die er gewann
Die wie der Früh-
Tau ihm zerrann
Als hübe sie
Zu sprechen an:

Was dich mir warb
Damals im Licht
Was mich verdarb
Für dein Gesicht
Warum ich starb
Ich weiß es nicht.

Wir wissen beid
Nicht wies geschah
Wir sind im Leid
Uns nun ganz nah
An deine Seit
Sehnt ich mich ja.

Reiche mir Lieber
Noch deine Hand.
Ist sie im Fieber
Wie ich sie fand
Als sie hinüber
Gab mir den Brand?

Auf ein Paket mit Briefen

So jahrlang totgesagt, daß ich es hob
Wie eine Aschurne, Und gefaßt
Daß nicht der Staub aus dem Verblichnen stob
Wollt ich sie tragen. Doch mich bog die Last:

Entschwundne Himmel brachen strahlend nieder
Versuchung lispelte wie einst die Schlange,
Verlorne Höllen kehrten lächelnd wieder
65 Und schmiegeten sich vertraut um Stirn und Wange.

Und alle brannten wie das Leben brennt
Und waren feurig-blühend, nackt und rot,
Und sprachen chorweis; dies nun ist das End.
Wir leben, leben. Aber du bist tot.

Mit einer Uhr

Ich wollt' sie erst mit diesem Wunsch geleiten,
Ich wollte sagen: »Liebster, laß Dir scheinen
Bittere Stunden jene, die uns scheiden,
Und süße Stunden, solche, die uns einen.«

Kaum war der Wunsch gedacht, als ich ihn bat
»Sei ungetan!« Ach, der mich inbegriff,
Kein Wunsch, der Dir nicht einmal Böses tat
Im Meer der Zukunft, untergründig Riff...

Wie leicht mag sein, daß die Vergänglichkeit
Mich nimmt, ihr Teil – »una ex hisce« rief
Die Inschrift stumm. Dich träf in dieser Zeit

Mein Wunsch wie Fluch. Und also scheid ich aus
Und bitte nur, daß Dich umschließe tief,
Wo Du auch seist, des Glückes gastlich Haus.

Fluch

Wenn es Dich aufreißt, denk daran.

.....

Wie so das Herz zum Herzen schwoll

So ohne Maß, so übertoll.

Wo Du auch stehst, gedenk daran.

Vergiß es nicht, wo Du auch ruhst,

Wo müd Dein Haupt sich hingeneigt

In Heimat fremd, Verlangen schweigt –

Wie Stillung einst auf Liden sank,

So blau behaucht, so liebekrank.

Wo Du verweilst, vergiß es nicht.

Sei eingedenk, wie Du auch hoffst

Auf Irrfahrt gehst, spät oder früh,

zuviel der Müh

Wo aller Weg einst einer war

So voller Ziel, so sonnenklar –

Sei eingedenk, wohin Du gehst.

Und noch zuletzt gemahn es Dich,

Wenn Tod Dich faßt, die leere Hand

Den Weg hinweist in leeres Land,

Wie Hand und Weg schon einmal, leer,

So fernhinaus, ohn Wiederkehr...

Daran zuletzt gemahn Dichs auch.

(Unvollendet)

Sonett

Wie schien die alte Feindschaft nun besiegelt

In gültigem Vertrag; ein Lächeln hing

Geheimnislos von einem Lächelnden; verriegelt

Schloß sich der Mund dem Schweigenden, es fing

67 Die Rede sich in anmutvollem Spiel
Verschlungen wandelnd, schwesterlich vertraut:
Wie war den Wandernden verwandte Ziel
Wie sicher schien das (alte) Haus gebaut:

Da traf ein Blick aus alten Feindschaftstagen:
Nachtdunkler Weg erstand ins Unbekannte
Aus sanften Worten strömten wilde Klagen.

Gesprochenes erlosch ins Nie-Genannte....

(Unvollendet)

Mich ergriff der Schmerz und sprach:

Nun bist du mein.
Ich bin das starke Haus, das dich behaust,
Ich bin im Haus der stärkste Stein.
Wenn du vertraust –
Ich bin das sichere Haus und schließ dich ein.

Ich bin das Brot,
Ich bin das gute Brot, das dich erhält,
Ich bin im Brot die große Not,
Die dich befällt,
Speis ich dich nicht; ich bin das Brot.

Ich bin der Wind,
Ich bin der Atem, der dich weich umweht.
Ich bin (*die laue*) Luft, die dich umsinnst,
Die nur zu kommen geht.

68 So bist du mein. Ich bin der weite Wind.

Versieh dich nicht –
Ich bin es auch, die deine Hand sich bricht,
Die Blume klein. Und bin das Licht,
Das süße Licht,

Das sie umflicht –
Denn du bist mein. Versieh dich nicht!

Gewissheit

Sei geduldig! Nimm gelassen,
Wie der Tage Kette gleitet:
Anfang, der nicht zu erfassen,
Ende nicht. Und die sich breitet,
Mitte, ziellos, offener, enger,
Laß sie zögern, laß sie schweifen:
Unerbittlich wird ein strenger
Kreis zuletzt Dich einbegreifen.

69

Gartennovelle

I

Nicht, daß der Name Veronika so sehr der Bläue ihres Blicks gegolten hätte, obgleich es jeder glauben mußte, der sie sah. Die Mutter hatte sie so genannt, erlöschend nach dem schweren Kampf der Geburt, lächelnd in einer Erinnerung, wie sie den Sterbenden zusammenströmt aus Kindheit und ihrem frühen Himmel: einem blassen Vorfrühlingshimmel droben im Norden, wo Deutschland lag. Der Garten, in dem Veronika zurückblieb, stieg als letzte Stufe des großen Gebirgs zur Ebene hinab. Er stieg hinab in einen sanften und blassen See der südlichen Ebene und dann, von seiner Tiefe gespiegelt, wieder aus ihm empor in einem ewig schwebenden Gleichgewicht. Veronika dachte später in den Städten, wo sie den Winter mit ihrem Vater verbrachte, an *[Lücke]*

Als Kind, von einer unachtsamen Wärterin allein gelassen, lief sie einmal, verwirrt, weiter den Weg, den sie gekommen war; wieder zurück, wie sie glaubte, aber das Wasser stand um ihre Füße. Von diesem Tag an hielt sie sich lange Zeit vom Ufer fern.

Der Gärtner, der den Garten betreute, war alt. Haar hing in breiten Strähnen um ein Gesicht, das Wind und Sonne gegerbt hatten, sodaß die Haut ein braunes und hartes Stück Leder geworden war. Die Haare erinnerten Veronika an das seltsam-streifige Grau eines Gehäuses, das sie einmal in dem Gebälk des Speichers hängend gefunden hatte. Der Finger, mit dem sie es berührte, zitterte unter einem fernen und dunkeln Gesumm, das aus dem Innern kam.

75

Die lange Freundschaft zwischen Veronika und dem Alten begann böse. »Sie läuft mir in die Beete,« dachte er, als sie die ersten winzigen Schritte tat. Aber dann begab sich Schlimmeres noch. Sie war mit dem Vater im Frühjahr aus der Stadt eben zurückgekehrt: große kostbare Tulpen blühten in kühlem und farbigem Saum um das Haus. Veronika ging von der gelben Blume zur roten, sie sammelte in ihre Schürze das bunte Gefieder der Papageitulle und streifte Blütenblätter ab, deren Rand von einer Flamme angesengt schien. Sie trug die Schürze mit ihrer leichten Last zu einem Erdloch, das sie gegraben hatte, und sie versenkte sie dort, blaß und mit klopfendem Herzen. Sie hatte die Erde noch nicht über das sonderbare

Grab gehäuft, als schon die Hand des Alten sie wegriß. Er zog sie vor ihren Vater, schreiend. Das Verhör war kurz.

»Warum hast Du mir meine Freude zerstört! Auf diese niederträchtige Weise?«

Veronika wußte keine Antwort. Sie hörte mit gesenkter Stirne den Befehl, acht Tage auf ihrem Zimmer zu verbringen.

Dieser acht Tage konnte sich Veronika nach Jahren noch erinnern. Das Zimmer lag im obern Stockwerk des Hauses, mit dem Blick auf die sanft den Abhang des Berges ersteigenden Terrassen. Sie waren künstlich angelegt; Erde war mit schweren Gespannen von weit her beigefahren worden: sie wurde gesiebt, mit ungeheuren Mengen genäster und verfallender Pflanzenstoffe gemischt oder mit Steinen und Geröll vermengt, je nach den Ansprüchen der Pflanze, der sie dienen sollte. Veronika hörte den Vater zuweilen erzählen von Summen, die seine Liebhaberei ihn gekostet hatte. Aber sie vermochte sich niemals vorzustellen, daß eine Zeit gewesen sein könne, wo dieser Berghang, mit Felsblöcken übersät und duftigem Gras bestanden, die Weide wilder Ziegen gewesen war. Sie saß am Fenster, nach ihren einsamen Mahlzeiten und besonders am Abend. Der Garten rief nach ihr. Sie konnte nicht viel von ihm erkennen, da die großen und dichten Kuppeln des Strauchnachtschattens, das silbrige Gelaub des Baumtabaks dem Blick entgegentraten. Aber sie roch die feuchte Erde, mit Nässe gesättigt noch von der Schneeschmelze ferner Höhenzüge, die blau den Horizont begrenzten.

76

Sie roch die nasse Erde, sie schmeckte den Duft der jungen Blätter, sie spürte, was aus der dunstig-warmen Tiefe nach oben quoll, bleicher, drängender Keim. »Es wächst,« dachte sie und schluchzte. »Und ich bin nicht dabei.« Sie wurde in diesen Tagen, da ihr verboten war den Fuß über die Schwelle ihres Zimmers zu setzen, mit dem Garten vertraut. Sie ging seine Wege nach; aus einer prallen Sonne, wo die südlichen Pflanzen, wo Ölbaum und das harte Geäst der Kakteen ihren natürlichen Standort hatten, stieg sie hinab in das dämmernde Dickicht rasch und gewaltig sich ausbreitender exotischer Bäume, in deren undurchdringlichem Schatten die zarten und blassen Blumen des Nordens standen, Fingerhut, Akelei und, gegen den See zu, Narzisse und Iris. Sie wußte nichts von der Gegensätzlichkeit der Lebensbedingungen, die hier ein leidenschaftlicher Wille zur Nachbarschaft zwang. Als sie den Garten wieder betrat, war ihr erster Gang zu der halbüberschütteten Grube. Sie fand die bunten Blätter,

77

mit Erde beschmutzt, vor Nässe halb verwest, mit fahler und verwaschener Farbe. Sie war traurig und weinte. Der alte Gärtner hatte Mitleid mit ihr.

Sie bekam ein kleines Stück Erde zugewiesen, das sie bebauen durfte. Sie erhielt Samen, die staubfein waren, und grobe Körner mit stacheligen Auswüchsen, die einer kleinen und verdorrten Kastanie glichen. Sie teilte die Erde in kleine Beete ab, zwischen denen Wege liefen, sie ließ Hügel darüber sich erheben. Nachdem die Samen aufgegangen waren, üppig ineinanderwuchernd, daß der Garten dem verwachsenen Dickicht eines Urwaldes glich, begann sie, die einzelnen Pflanzen sorgsam voneinander und aus der Erde zu lösen. Sie hielt sie mit ihrer kleinen braunen und harten Kinderhand vor die Helle des Himmels und besah sie lange. »Du bist ein Baum,« sagte sie zu der langblättrigen Nelke und pflanzte sie schräg an den Abhang eines Hügels. »Man kann sich anlehnen,« dachte sie, »wenn der Wind da oben weht, daß man nicht ganz bis auf die Höhe gehen will. Aber man kann doch schon weit hinabsehen – und der Wind wird in den Zweigen rascheln, die einem über den Kopf hängen.« Der Rasen war Moos – sie schnitt mit der Schere die Blüte. Die Rosette der Primel stand als eine mächtige Staude inmitten; ihr Blütenstengel schoß wie der Knospenschaft der Agave unerreichbar und sehnsüchtig zum Himmel empor.

78 Nachts, ehe sie einschlief, fielen ihr neue Wege ein, Wege, die, von Büschen der Veilchen gesäumt und überhangen, Treppen hinabführen würden zu einem Teich; er war düster, denn das Schilf des Grases schoß hoch um seine Ufer und der Schatten eines [Erlen]zweiges stand als unvergängliche Wolke über seinem Antlitz. Sie atmete die fremde, ein wenig nach Moder schmeckende Luft, die um ihn stand, bis in den Traum.

Es war dieser Garten im Garten lange Veronikas liebstes und einsames Spiel. Einmal, als sie aufblickte, stand neben ihr der Enkel des Gärtners, den sie zuweilen von fern beobachtet hatte, wie er, pfeifend mit seiner üppig vorgeschobenen Lippe, die Hände in den Taschen seiner kurzen und zerrissenen Hose, zwischen den Beerensträuchern dahinstrich, ab und zu eine dieser Hände von sich schleudernd und mit einer Frucht zu seinem Munde kehrend, wie der Vogel zum Nest.

Sie sahen sich an. Gianni war älter als Veronika, obschon noch ein Kind, verführerisch genaht der Grenze des Männlichen. Arme und Beine, seine Haut zwischen den Fetzen der Kleidung waren von einer makellosen bronzenen Bräune. Sein Gesicht, dunkeler noch unterm Schatten des

schwarzen und stark gekrausten Haares, üppig und kühl zugleich. Ein Ausdruck von Schläue im Winkel seiner vor der Sonne gewohnheitsmäßig zusammengekniffenen Augen machte es gewöhnlich.

Er zeigte grinsend sein starkes und schimmerndes Gebiß. Veronika reichte ihm von den Pflanzen, die einzusetzen sie eben im Begriffe stand. Er folgte ihrem Beispiel stumm, mit einer Art beruflicher Geschicklichkeit, sodaß die Arbeit, mit der Veronika sich stundenlang beschäftigt hoffte, in Minuten erledigt war. Seufzend erhob sie sich. »Wie heißt Du?« Er nannte seinen Namen: »Gianni.« »Wir wollen spielen.«

79

Es dauerte eine Zeit, bis sie sich gut verstehen konnten. Gianni sprach den Dialekt seines Dorfes – von wo er, wie es ihm gefiel, sich auf den Weg machte, plötzlich stumm und ohne weiteres der Tätigkeit des Großvaters sich gesellend. Veronikas Italienisch war karg, nur aus den winzigen Erfahrungen ihres täglichen Lebens gespeist. Schließlich redeten sie nicht mehr viel. Sie fanden langsam eine Art von Sprache, die aus kleinen Schreien bestand. Sie konnten spitz sein und schrill wie der Schrei eines Raubvogels, wenn er in der blauen Höhe über dem See seine Kreise zog. Dann wieder dunkel, tief und gurrend, den Kehllauten nistender Tauben ähnlich. Wenn Gianni Veronika rufen wollte, unweit des Hauses hinter einer großen Magnolie versteckt, dann hatte dieses Locken Ähnlichkeit mit dem Schluchzen, dem zärtlich-wilden Gejaule verliebter Katzen. »Was sie nur haben?« fragte zuweilen die Köchin bekümmert. »Es ist nicht ihre Zeit.« Die Kinder brachten Nachmittage zwischen den langen Reihen der Beerensträucher hin. Sie sotten in einem glutheißen Sand, darin sie lagen, dünn beschattet von dem Gelaub der Zweige, sie rupften liegend, mit kleinen kurzen Bewegungen wie Ziegen mit ihren Lippen die vollen Trauben der Johannisbeere von den zerbrechlichen Stengeln. Sie bissen Stachelbeeren an und ließen sich den Saft in einen faul geöffneten Mund herab tropfen, sie zerdrückten die weiche Frucht der Himbeere zwischen den bluttriefenden Fingern und leckten ihren Saft. Sie schlichen
[Lücke]

80

Veronikas Bewegungen wurden fließend wie die ihres Gefährten. Über den Muskeln schob sich gleitend die dunkle, gesunde Haut. Das Haar stand über ihrem haselnußbraunen Gesicht als eine gelbe lohende Flamme.

Vereint erfanden sie ein neues Spiel: Veronika schloß die Augen und reichte Gianni die Hand. Er drehte sie im Kreise, daß ihr Gefühl die Richtung verlor. Dann führte er sie, irgendwo hin. Hatten sie vorher in der Sonne gestanden, so war es der Schatten, den er suchte. War es der

klare und geradlinige Beerengarten, von dem aus sie die Wanderung antraten, so lenkte er ihre Schritte ins Dickicht oder zum Ufer des Sees. Hatte er sie weit genug geführt – mit aller Hingabe, auf Irrwegen oder zurück, über entlegene Stufen und Hänge, so öffnete sie die Augen: das vertraute Bild, unerwartet vor ihre Augen gerufen, erfüllte sie neu und wie ein erstes Mal. Sie sah, was sonst, vorbereitet durch Weg und Wanderung, sich der Erinnerung langsam ergab, plötzlich einsam vor sich, gerundet im Kreis seines Daseins und es berührte sie mächtig: der Raum einer Wiese, seltsam leer unter der Weite des Himmels; die öde Fläche des Sees, von ihren Füßen ins Unerreichbare strebend; der Schatten eines Gebüsches, mit einem kühlen Hauche sie empfangend und leise in sein Leben beziehend.

81 Aber mit jedem dieser Gänge, die sie an der Hand Giannis tat, wurde sie unverführbarer. Für ihre Augen, bereitwillige und oberflächliche Vermittler, traten die anderen Sinne in eine neue, angestrenzte Tätigkeit. Ihr Fuß nahm durch die dünne Sohle die Beschaffenheit des Bodens wahr. Mit der Fläche ihrer Wangen fühlte sie die Luft leise dahingleiten oder sanft gegen sich anflutend, je nach der Richtung des Weges, den Gianni sie führte. Und dann und vor allem dieses Aroma der Luft, wie war es hundertfältig zu schmecken, spürbar in allen Poren! Da erhob sich, wenige Meter vom Wegsaum entfernt, die Gruppe von Eucalyptusbäumen – ihr scharfer und herber Duft zog um sie einen unverkennbaren Kreis. Daß man den Standort des Jasmins, des Viburnums bestimmen konnte, bewies nicht viel. Es war mehr dazu angetan, Erinnerungen an Reisen, den Aufenthalt an fernen Orten plötzlich und zauberhaft lebendig zu machen: einen Besuch in Deutschland; Abend in einer Geißblattlaube, die wie dieses Viburnum geduftet hatte. Oder die gleichgültige Straße einer Stadt, von der Veronika nicht einmal den Namen mehr wußte, mit plastischer Eindringlichkeit Haus an Haus gereiht, greifbar deutlich noch jeder Stein des Pflasters, Dinge, die ohne Bewußtsein sie einst in sich aufgenommen hatte: wiederkehrend nun mit dem Hauch eines Duftes, der damals vielleicht, Parfum einer Vorbeigegangenen, für Sekunden über den Steinen gehaftet hatte.

Veronika bestimmte den Weg, den sie mit geschlossenen Augen ging, nach solchen Gerüchen. Sie hatte einmal einen Zweig der Zypresse zerbitzen und der bitterliche Geschmack war ihr feststellbar noch in der dünnen Verteilung, mit der er die Luft durchstrich. Sie roch Feuchte und Trockenheit der Erde, die Wärme einer Mispel am Baum: Gianni, nachdem

er einmal durch einen verwirrend über ihren Kopf geschwenkten Fliederzweig sie lange in die Irre geleitet hatte – mit einem zärtlichen Grinsen nahm er ihren Vorwurf entgegen – Gianni gab es auf.

82

Sie bezogen eine Art Zelt hinter dem grünen, auf allen Seiten bis zur Erde reichenden Gehänge einer Trauerweide. Von dort aus zogen sie auf die Jagd, kindlichen Bogen, von Gianni gespannt, in den Händen. Sie banden Steine an langen Schnüren fest und schleuderten sie vorüberraschend mit Siegeschreien um die Stämme der Bäume, wie um Gelenke hoch gebeinteter Fabelwesen. Sie stiegen im Gesträuch herum, schwangen sich mit der Biegsamkeit ihrer geschmeidigen Körper in den Ästen, der Bäume. Aber einmal geschah es, daß Veronika, zurück gewandt, um dem Gefährten etwas zuzurufen, ausglitt, sich mit ausgebreiteten Armen an ein paar Zweigen eben noch erhielt, ihr Rücken folgte der Biegung des großen Astes, von dem sie abgeglitten war, das leichte Kleidchen bauschte sich weiß und wie ein Blumenblatt um ihre blassen Schenkel. Die Beine, noch von der Erschütterung des Sturzes zitternd, suchten seitlich ins Gezweige tastend Stütze – (und) Giannis braunes Gesicht, noch einen Schatten dunkler, wühlte sich in den Kelch der großen Blüte vor ihm, während sein Körper in einem tiefen und dunklen Seufzen des Glückes bebte.

Wenn Veronika später sich an diesen Zwischenfall erinnerte, war es zunächst der jähe und heftige Schrecken jenes Augenblicks, da sie zu fallen glaubte, der sich einstellte und häufig wiederkehrend noch in Träumen sie befiel. Dann ein Gefühl der Sicherung, des eben noch Geretteten, voll einer Süße, die im Begriff sich auszubreiten, dann bekämpft, jäh überwunden war von einem neuen Schrecken, süß auch er, allein von einer fremden, beängstigenden Süße. Sie wollte schreien, sich wehren – als Giannis Schrei empört und schmerzvoll ihr zuvorkam. Denn völlig unvermutet hatte er, von der Hand des Großvaters im Genick gefaßt wie eine junge Katze, auf dem Boden sich wiedergefunden und von dem Aufprall schmerzten ihm die Knochen. Veronika aber hoben Beppos Arme sanft und väterlich herab und stellten sie auf die ein wenig bebenden Kniee. »Hat sich mein Täubchen sehr erschreckt, das Kind...« und hier sich unterbrechend, da der Zorn ihm furchtbar in die Stirne stieg, hob er den Arm und drohte in die Ferne, wo Gianni schief geduckt entschlich, mit einem langen und bilderreichen Fluch, in dem von Giannis Mutter die Rede war, einer von Gott verlassenen, durch diesen Fluch nun allen bösen Geistern anheimgegebenen Person. Veronika verstand das wenigste von

83

dieser Drohung, die er ausstieß, den Arm noch immer in jener Richtung gereckt, in der Gianni verschwunden war; sein langes und streifiges Haar wehte, er erinnerte sie an Moses aus der Biblischen Geschichte und sie schloß ihn ins Herz.

84 Sie folgte ihm von da in den künftigen Tagen voll Anhänglichkeit und Zuneigung, um so mehr, als ihr der Spielgefährte verloren war. Fern sah sie ihn zuweilen ins Gebüsch sich drücken, da der Alte, sowie er ihn erblickte, mit Scheltworten und Steinen nach ihm warf. »Er ist kein Hund,« wagte sie einmal einzuwenden, obwohl ihr dieser Einwand Beppo gegenüber als undankbar erschien. Aber der Alte entfaltete wieder, von Zorn gerötet, eine biblische Beredsamkeit, in der die Bezeichnung Gianni als des Sohnes einer Hündin häufig wiederkehrte. Da schwieg sie still und wagte nicht mehr, Gianni in Schutz zu nehmen. Einmal begegnete sie ihm plötzlich und unvermutet, um eine Gruppe von Sträuchern biegend. Sie fand ihn sehr verändert, auf eine unerklärliche Weise ihrem Verständnis fern gerückt. Er sah, pfeifend mit seinen üppig vorgeschobenen Lippen, die Hände in den Taschen seiner kurzen und zerrissenen Hose, ihr mit einem spöttischen, verachtungsvollen und frechen Lächeln mitten ins Gesicht.

85 Veronika verbrachte ihren Tag, soweit es ging, an Beppos Seite. Seine Tätigkeit wurde ihr langsam vertraut; sie war ins Tiefe gehend, angestrengt, nicht zu vergleichen dem erfreulichen Spiel auf ihrem eigenen kleinen Stückchen Erde. Denn was sie hingenommen hatte dort als Grund, der Boden, der Gras und Blumen selbstverständlich trug wie ihre Füße, – wie war er nun in Wahrheit tausendfältig, war Nahrung, seinen Geschöpfen sorgsam zubereitet, bekömmlich hier dem einen, das andere verderbend, wie war er mächtig und geheimnisvoll! Sie schaute Beppo zu beim Mischen dieser Erde, die er ihr unter die Nase hielt, an ihre Lippen schob, damit sie den Geschmack aufnehme. »Fett« sagte er zum Beispiel, denn in der Arbeit sparte er die Worte. Dann sah Veronika eine ölig-glänzende Masse, zerdrückte sie auf ihrer Zunge und fühlte so, was sie zu geben wohl im Stande sei: sie würde Pflanzen nähren, üppig-gedunsen wie sie selbst, die ihrerseits dem Menschen wieder als Nahrung dienten. Es wurde an ihr eine gewisse Sorte Kohl gemästet, man zwang ihn, Fett zu produzieren, seine Natur verleugnend, in eine weiße fleischige Dolde zu wuchern. Veronika fand, er schmecke krank. Aus Gärung und Fäulnis des Komposthaufens schuf die Melone ihr grünlich-gelbes, süß triefendes Fleisch. Aus einer mageren Krume zog die Tomate ihre Glut, ihr Mark die Artischocke

aus Sand. Und dann die Blumen! Wie wurde ihnen geschäftig und mit Hilfsbereitschaft in Treibhäusern die Mahlzeit zugemessen: die Orchidee sog aus Torf, an Drähten aufgehängt, aus einem Gefilz von Moder ihre strahlend schöne Blüte. Es wohnten jeder Sorte Erde geheimnisvolle Kräfte inne: verwandelt, sichtbar traten sie in der Pflanze ans Licht. Veronika, wenn sie darüber nachdachte, wie einst bei jenem Spiel, das einen Duft in die Vergangenheit zurückverfolgte, sah Winkel dieser Erde vor sich, die wie verfehmt erschienen, verflucht und darum mit verfluchtem, sündigem Gewächs bestanden. Es wuchs entlang an Zäunen, noch immer nicht aufgenommen von einer reineren Pflanzenrasse, die einen guten Boden bestand, von außen durch die Straße mit Staub überschüttet, vom Unrat der Hunde besudelt, kümmerlich ein Leben fristend, namenlos gering. Es waren kleine gelbe Blüten, schielend und gehässig; zerbrach man einen Stengel, floß wie Eiter ein weißlich-gelber, übel duftender Saft. An trägen Flüssen stand, mit fettem Kraut, unendlich sich vermehrend, ein niederes Gewächs mit einer trüben blau-violetten Blüte, Spiegelung des moorigen und abgestandnen Wassers, aus dem sie stieg. Da waren Äcker, verderbt in ihre Tiefe; Quecke durchzog sie still, mit einem bescheidenen Anspruch an das Licht des Tages, doch in der Dunkelheit drunten fressend wie eine Seuche.

86

Veronika erinnerte sich dieser Bilder, während sie den Alten mit kleinen Handreichungen unterstützte. Sie lief, ihm Rechen und Spaten zuzulangen; sie half ihm beim Einsetzen der kleinen Pflänzchen, das ihre kindlich-kurze Geduld auf eine harte Probe stellte. Sein Lob machte sie glücklich; ihn rührte ihr Vertrauen; daß sie ihn »Beppo« nannte, empfand er immer neu als eine Zärtlichkeit, die er sich gern verschaffte, indem er seine Schwerhörigkeit ein wenig übertrieb. Denn ließ die Arbeit eine Viertelstunde frei, so unterhielten sie sich vorzüglich. Es waren nicht nur die verschiedenen Sorten Erde, die Veronika im Lauf der Zeit nach ihrer Zusammensetzung kennen und beurteilen lernte, nicht nur die Pflanzenwelt nach Anspruch und Instinkt, da waren, nicht zu übersehen, ihre Schädlinge, war tausendfaches Getier an seinem Werk der Vernichtung. Ihm galt zuzeiten Beppos haßerfüllter und wenig aussichtsvoller Kampf.

Denn seine Zahl war Legion. Es segelte durch die Luft, lief über den Boden, kroch an Stengel und Zweig entlang. Es mordete und verdarb auf jede erdenkliche Weise: durch Schwellung, Ausschlag und Gespinnst. Es fraß von unten her die junge Pflanze an, zog sie hinab, daß nur die Spitze der Blätter noch über der Erde stand. Es bettete sich in einer ekelhaften

Wolke von Schaum am Stengel fest. Es zog durch Früchte seine abscheulichen, mit Unrat angefüllten Gänge. Es fiel gleich einem giftigen Regen über die Blätter der Rebe. Es ballte im Gezweig der Zypresse sich zu einem moosig-verfilzten, schwärzlich wimmelnden Nest. Es war da, überall; wo etwas wuchs, da wuchs es mit.

Veronika betrachtete es mit einem tiefen Grauen. Mit der Verwandlung von Erde in Gras, in Blumen, Bäume hatte sie sich gern vertraut gemacht. Nun aber schritt diese Verwandlung fort, unheimlich fort: auf dem zart grünen Stengel der Rose stand zart grün die Schar der Blattläuse nebeneinander aufgereiht, haarfeine Rüssel in den Stengel eingebohrt. Sie sogen schweigend diesen grünen Saft, der ihre Leiber glasklar schimmern ließ, sie waren wie ein winziges Gefäß, mit diesem Saft gefüllt, nur war die Wand dieses Gefäßes ein unbegreiflich Neu-Hinzugekommenes, denn sie bewegte sich, sie kroch. So ging es übrigens auch der Staude des Blumenkohls. Eine dicke Raupe machte sie sich schnell und gefräßig zu eigen. Sie baute sich an den Leib, weiß und feist wie die Pflanze, aus der er entstand. »Es ist, als hätte man sie aus Blumenkohl geschnitzt,« dachte Veronika, »nur daß sie immer dicker wird.«

Nicht, daß sie gerade Ekel empfunden hätte. Aber als dann, entsetzliches Wunder, aus dem träge und unbeweglich gewordenen Rücken dieser Raupe ein Gewimmel von Maden sich hob, fuhr sie zurück und erbrach.

Sie beruhigte sich wieder, als Beppo ihr diesen Vorgang erklärt, als sie die Wespe gesehen hatte, wie sie, mit einem bösen und unbewegten Gesicht minutenlang in den Anblick ihres Opfers versenkt, leise zitternd, wie Luft unter der Hitze zittert, schließlich den langen Stachel in das verzweifelt sich krümmende Fleisch versenkte. »Erst war es Erde,« begann Veronika an ihren Fingern aufzuzählen, »die Erde ist Blumenkohl geworden, dann eine Raupe. Jetzt ist es eine Wespe. Was wird dann aus der Wespe, Beppo?« fragte sie. Aber Beppo zuckte die Achseln.

Er hätte wohl antworten können, daß diese Art von Wespen den Vögeln vielfach zur Nahrung diene. Doch war er müde und verdrossen. Er, der nur in den Tagen der angestrengtesten Arbeit die beinah verstohlene Hilfe seines Sohnes, seiner Enkel geduldet hatte, er fühlte sich nun, lange vor dieser Zeit, müde und auf eine befremdliche Art der Arbeit abgeneigt. Trotzdem verspürte er keine Lust, darüber nachzudenken, was aus der Wespe werden würde. »Dummes Zeug« sagte er nach einer Weile ohne Zusammenhang. »Nichts als dummes Zeug.«

Auch an den nächsten Tagen war Beppo mürrisch und gereizt. Er saß auf einem Stein, einer Bank; er konnte stundenlang so sitzen, mit einem Blick, von dem man nicht wußte, ob er sah. Aber an einem Morgen mußte das Kind, vergeblich rufend, viele Wege kreuzen, ehe sie ihn fand. Es war eine Stelle – Veronika liebte sie nicht sonderlich, sie hatte Ähnlichkeit mit jenen, die ihr verstoßen schienen, so unnütz war sie – sie lag da, wo an den Park der kleinere Nutzgarten sich anschloß und sie gehörte weder dem einen noch dem andern zu. Sträucher grenzten an sie von beiden Seiten, schlossen sie ab, beschränkten sie auf sich selbst, die doch nichts war als eine kleine Fläche ungepflegten und von Sonne und Staub verbrannten Grases. Da lag, in dieses Gras gebettet, Beppo, auf seinen Rücken ausgestreckt, den offenen Blick zum Himmel aufgeschlagen. Veronika erschrak. »Er ist so müde,« dachte sie, »daß er nun nicht einmal mehr sitzen mag.« Sie stand und sah ihn lange an. Sein Haar, das graue, strähnige Haar, wie es ins Gras fiel, sah kaum anders aus als dieses Gras, mit dem es sich vermischte. Fremd hob daraus sich das Gesicht empor: blickloser Blick, in seiner Leere den Himmel spiegelnd.

89

Veronika beschäftigte sich in der Nähe lautlos. Sie tat, wozu sie sonst sich nicht verstand: sie klaubte Steine aus den Gemüsebeeten, sie las die widerlichen Raupen ab und trug sie in die Grube mit frisch gelöschtem Kalk, die zur Vertilgung des Ungeziefers angelegt worden war. Sie wollte Beppo eine Freude machen, ihm, war er erwacht, von ihrem Fleiß erzählen; – vorläufig schlief er immer noch. Und da es müde machte, Steine und Raupen abzulesen, wenn niemand es anerkannte, wurde sie lässig; sie setzte sich neben Beppo ins Gras. Sie kehrte nach den Mahlzeiten zu ihm zurück, mit einer Hoffnung, daß dieser lange Schlaf ein Ende gefunden habe. Aber Beppo schlief immer noch.

Da gab sie es innerlich auf, ein Erwachen abzuwarten. Nicht daß sie sich bewußt darüber klar geworden wäre. Aber sie fand es mit einem Male schön so zu sitzen, einen Grashalm zwischen den Zähnen, neben dem Schweigenden, mit dem Gefühl, daß unermesslich viel Zeit vor ihnen liege. Übrigens schien von dieser Unermesslichkeit alles ringsum berührt: Der Himmel hatte sich nie so fern und weit gespannt. Beppos Blick, zu ihm empor gewandt, nahm seine leere Weite in sich auf. Wer konnte sagen, wo sie endete? Sein Haar, ins Gras ununterscheidbar gemengt, reichte, wer mochte sagen, wohin? Sie warf den Halm, den sie im Munde drehte, mit einer Art von schlechtem Gewissen weg und als sie abends

90

aufstand um ins Haus zu gehn, setzte sie ihre Füße so vorsichtig, als könne sie Beppo mit ihnen wehe tun.

Am nächsten Morgen schlief er immer noch. Aber ein Neues war da: Geruch von einer Pflanze, die Veronika nicht kannte. Sie witterte in der Luft, sie sah sich um: sie konnte kein Gewächs entdecken, dem dieser Geruch, schwach aber doch in der Andeutung einer süßlichen Schärfe, zu eigen hätte sein können. Er war mit dem Boden unvereinbar, diesem mageren, sonnverbrannten Boden. Veronika, wenn sie die Augen schloß, konnte sich einen Verschlag des Treibhauses vorstellen: bleich-grünes, fettstüchtiges Gewächs schoß dort empor in einem künstlich-trüben Licht, schwammig aus einem schwammigen Grund genährt, in unsauberen Verschlingungen wuchernd, mit Blüten, die von einem häßlich fleischfarbenen Rosa waren, besät mit Hüllen toter Insekten, üblen Dunst ausströmend. Und diese Blüte, hier schien sie mit der steigenden Sonne sich zu entfalten, unerträglicher Gestank.

Veronika stand auf. Sie sah einen Käfer, sie sah einen grün und rot bronzierten, sie sah zwei grün und rot bronzierte (eilige) Käfer an Beppos Bein empor streben, in der Höhle seiner Kleidung verschwindend. Sie sah Beppos Gesicht, leer und weit noch den Blick, aber erschüttert, ja, von Gelächter erschüttert. »Die Käfer kitzeln ihn,« dachte Veronika, aber dieses Lachen verging nicht, es brach aus allen Zügen; als sei sie selbständig geworden, nicht Teil eines Gesichtes mehr, lächelte jede Linie für sich, schmolz Wange, Mund und Ohr in einem lautlosen Gelächter.

91

Veronika schrie. Sie schrie. Sie rannte schreiend ins Haus.

II

Veronikas Vater, aufgeschreckt aus einer jahrelangen Versunkenheit in Schmerz um den Tod seiner Frau, dem Anblick verlorenen Glücks beständig ergeben und nur zuweilen der Ursache seines Verlustes gepeinigt sich erinnernd: Veronikas Vater sprach sich schuldig einer sträflichen Gleichgültigkeit, einer unverzeihlichen Selbstsucht, mit der er das Leben des Kindes sich überlassen hatte. Er schämte sich. Und weil es ihn drängte, Versäumtes nachzuholen, so viel und rasch es möglich war, wurde Veronika, noch ehe Krankheit und Fieber sie ganz verlassen hatten, sorgsam

verpackt im Wagen, schlafend beinah, hinweggebracht in das große Haus der Stadt, von winterlichem Aufenthalt ihr bekannt.

Die Reise bekam trotz aller Vorsicht ihr schlecht. Er habe, so rasch es ging, von einem Ort sie entfernen wollen, der ihr so sehr ein Ort des Grauens geworden war, begründete der Vater dem Arzt das Wagnis der Fahrt. Nun kehrte die Gewalt des Fiebers verdoppelt wieder; das Haus verwandelte sich in jenes verlaßne andere; der Garten drängte sich um seine Mauern. Der große Ventilator über der Tür schwang leise sausend, Veronika vernahm ihn als den Wind, durch das Gelaub geliebter Bäume streichend.

92

Das Wasser, von der Schwester aus der Karaffe ins Glas gegossen, plätscherte wie die kleinen Wellen des Sees, ein Meer von Gerüchen stieg auf, in dem sie die Richtung verlor. Sie stöhnte »Gianni« – er mußte einen Strauß gepflückt haben aus allen Blumen des Gartens, mit dem er sie nun irreführte. Aber nun war es Beppo, sie ging an seiner Hand auf die grasbewachsene Stelle zu, wo er liegen mußte, sie fürchtete sich, sie zog an seiner Hand, die Hand löste sich vom Gelenk. »Was soll ich mit der Hand machen?« dachte Veronika entsetzt. Aber da lag Beppo im Gras, mit seinen beiden Händen. »Beppo,« sagte Veronika, »warum sprichst Du nicht?« Aber dann hörte sie das Sausen wieder, es war Beppos Stimme, sie sprach aus einem Baum: »ich rede doch,« sagte die Stimme, »fortwährend rede ich, rede ich,« und der Baum schwang seinen Wipfel hin und her. Veronika versuchte sich festzuhalten, die Zweige bewegten sich zu stark, sie rutschte aus, es wurde schwarz. Sie fiel und fiel. Sie fiel immerzu, bodenlos abwärts und dann schlug sie die Augen auf. Sie sah in das angstvoll auf sie herabgeneigte Gesicht ihres Vaters.

Seit dieser Krankheit waren sie mit einander vertraut. Es war ein Vertrauen, dem Worte und Gebärden fehlten. Aber es war bindend für sie inmitten anderer Menschen, unter denen sie als Fremdlinge sich bewegten: der Vater, hager, groß und schweigsam, an seine Trauer hingegeben. Das Kind, stumm wie er, mit seinen Zügen; einer verlorenen Welt nachtrauernd auch es, wenn schon allein durch eine sonderbare Scheu gehemmt, von ihr zu sprechen, nach ihr zurück verlangend. So gingen sie durch die Jahre: beziehungslos inmitten von Beziehungen, die weit nach vielen Richtungen sich erstreckten. Veronika blieb den Büchern zugewandt auch dann, als schon ihr Wissen ungewöhnlich, ihre Kenntnisse außerordentlich waren. Sie machten Reisen miteinander, sie waren Gäste dreier Kontinente:

93

allein den Umkreis jenes gebirgigen Hanges über dem kleinen See vermieden sie nach einer stummen Vereinbarung.

Und doch war er ihr Ziel, war Ziel ihrer gemeinsamen Liebhabereien, Ziel ihrer Wege, Ziel wegloser Gänge über Geröll und Moor: Bemühungen um die besondere Flora der Gegend, in der sie sich aufhielten. Sie gruben seltene Pflanzen aus, bestimmten sie, Veronika machte sich Notizen. Sie erörterten ihre Lebensbedingungen: Klima, Bodenbeschaffenheit, Bestrahlung und was noch sonst in Frage kam. War dann ein Zustand festgestellt, umrissen, so schwiegen sie. Denn es war allein die Möglichkeit einer Einbürgerung, einer Ansiedelung des neuen Gewächses in dem verlassenen Hang des Gartens, die sie damit erwogen hatten.

An einem Morgen saßen sie in Funchal, wo sie den Winter verlebt hatten, hoch überm Strand, wo ein Fischer im Boot sich mit dem Segel beschäftigte. Er war groß und geschmeidig, seine Haut zwischen den Fetzen der Kleidung von einer makellosen bronzenen Bräune. Sein Gesicht, dunkler noch unterm Schatten des schwarzen und stark gekrausten Haares, üppig und kühn zugleich. Er sang, während er stand und arbeitete. Veronika sah ihm zu. Ihr Vater neigte den Kopf seitlich über den Schatten, mit dem sein Körper den weißen Sand verdunkelte: gekrümmte Linie des Rückens, die er mit dem Finger lächelnd verfolgte. »Ich werde alt, Veronika,« sagte er. Sie hatte den Blick gesenkt, so reichte sie ihm die Hand. Sie standen auf. »Wir wollen heim,« sagte Veronika leise; aber sie waren schon auf dem Weg.

Sie gingen nach vier Tagen mittags in Genua an Land. Der Chauffeur aus Florenz wartete mit dem Wagen. Kurz vor Mitternacht kamen sie an: der Garten empfing sie schweigend, von Mondlicht beglänzt.

Veronika feierte noch in der Nacht das Fest ihrer Wiederkehr. Sie ging die alten, lang entbehrten Wege, sie legte ihre Hände an die rissige Rinde uralter Stämme. »Da bin ich wieder. Ich bin wieder da,« sagte sie vor sich hin. Der Schrecken der Vergangenheit verlor sich, wurde unbegreiflich: sie fand mit Rührung die Stelle, wo Beppo verschieden war. Alles war enger geworden, nah aneinander gerückt, dem Kind mit vielen Schritten mühsam einst erreichbar; dichter aber stand rings Gebüsch und Schatten, tiefer stiegen die Wurzeln zur Tiefe, höher trieben die Wipfel zur Höhe, es schien Veronika, als habe der Garten, was er für ihr erwachsenes Auge an Fläche verloren, nun in die Tiefe zugenommen, anschwellend gegen Erde und Himmel, wie er es tat.

Sie stand am See und sah auf sein dunkelglänzendes Wasser. Ihr Schatten durchschnitt es, schmal und gerade, an den Konturen verschwimmend aufgelöst. Ihr fiel die Handbewegung ihres Vaters ein, mit der er die gebeugte Linie seines Rückens im Sand von Funchal gezeichnet hatte. Wind und Regen würden sie wohl inzwischen verwaschen haben. Veronika hob langsam die Arme, die Hände flach überm Kopf zusammengelegt wie ein Schwimmer, zum Sprunge sich anschickend. Aber es geschah nur um ihren Schatten wachsen zu sehen, sich strecken zu sehen, Besitz ergreifend, vordringend weit, mit seinem Ende kaum mehr recht erkennbar in einer dunklen verschwimmenden Ferne, unendlich damit für diese Stunde, für eine Stunde dieser Nacht.

95

Der nächste Morgen brachte die Begegnung mit Gianni, der Nachfolger des Großvaters in der Pflege des Gartens geworden war. Er war beschäftigt, die Erde eines Beetes umzuwerfen, hielt inne, als er Geräusch von Schritten vernahm, aus seiner gebückten Stellung sich aufrichtend, den einen Fuß noch auf die Kante seines Spatens gestemmt. So sah er Veronika an. Ihr schien, als überliefe ein Schein von Röte sein braunes Gesicht.

»Da bin ich wieder, Gianni,« sagte sie, lächelnd. Denn ihr fiel ein, daß es dieselben Worte waren, mit denen sie sich in der Nacht den Bäumen genähert hatte. Gianni lächelte auch, sein starkes und schimmerndes Gebiß entblößend. Aber es war nicht mehr jener Blick von Heiterkeit wie einst im Lächeln des Knaben. Veronika betrachtete nachdenklich sein Gesicht. Die Üppigkeit der Züge war aufgezehrt, die Haut schloß streng um einen kühn geformten Schädel. Daß er die Augen vor der Sonne zukniff, hatte sie tief mit einem Geäder von Fältchen umgeben. Zwei harte Linien zogen von der Nase zu den Mundwinkeln hinab. Er war kein Bruder jenes Fischers mehr mit seinem schmelzenden Lied.

»Wie sehr erwachsen Du nun bist,« sagte sie nach einer Pause. Er lächelte wieder; mit Stolz wies er zur Seite. Im Schatten des Gesträuchs saß eine junge Frau, Kind noch in ihrem hübschen, argwöhnisch der Begegnung zugewendeten Gesicht; mit einer prallen Brust. Zwei kleine Kinder spielten ihr zur Seite und als sie unter Veronikas Blick sich dann erhob, wie wenn sich dieses Lager nun nicht länger für sie schickte, ward sichtbar ihr gesegneter, in einem schweren Gang dahingetragener Leib.

96

Der Sommer wuchs ins Unermeßliche. Es war Veronika, die seit jener Flucht die heiße Jahreszeit in einem gemäßigeren Klima zugebracht hatte, als lodere der Garten auf unter dem Hauch von Glut, den täglich neu der

Himmel atmete. Von einer Flamme des Lebens ergriffen krümmte sich der Zweig, rollte sich Blatt um Blatt, blätterte auf: Blüte um Blüte erglühte, blendete, verging in Glanz. Nichts war, das dieser Flamme widerstand: der älteste Stumpf noch bot ihr Nahrung, brach auf und stand verklärt.

Gianni leistete eine gewaltige Arbeit. Wenn Veronika am Morgen in den Garten kam, der funkelnd lag unter der frühen Sonne, ganz übertaut von einem erquickenden Regen – Gianni hatte ihn aus einem mächtigen Schlauch versprüht. Abends sah sie den Strahl, wie er zum Himmel fuhr, zischend, als ob er verdampfe unter der Glut der Luft; dann fiel er schwer, in satten Tropfen trommelnd auf die gespannte Fläche der Blätter nieder oder zur Erde, die ihn aufzog mit einem gierigen Murmeln. Und Gianni schritt über ihren Boden hin, beladen mit dem lebenspendenden Quell des Wassers, gleich einem bukolischen Gott, die süße Trunkenheit, den Büffelschlauch auf seiner Schulter tragend.

Hier und dort fand Veronika Erinnerungen an ihre Reisen wieder: hob fremd-bekannt in dieser Welt der Kindheit ein neues Gewächs sich empor, von seinem Standort einst entführt, in feuchtes Moos verpackt hierher gesandt (mit einer genauen Beschreibung seiner Lebensnotwendigkeiten versehen). Vieles mochte den Wechsel nicht überstanden haben, war eingegangen, zerfallen in dieser fremden, ihm tödlichen Erde; aber doch lebte genug, lebte üppig, gedieh und hatte durch Schößling und Samen sich schon als ein Volk für die Zukunft behauptet.

Denn wie die Erde so hatten ihre Geschöpfe jenen Befehl zur Fruchtbarkeit vernommen, der ihnen gebot, sich zu mehren. Veronika erinnerte sich in diesem Sommer der biblischen Worte. Nichts war in diesem Überfluß ringsum Geschenk, nichts zwecklose Schönheit, die es schien, untertan war alles allein jenem großen Gesetz. »Die Blüte ist das Geschlecht der Pflanze,« sagte Veronika vor sich hin – sie wußte nicht, ob der Satz einem Lehrbuch entstammte oder in ihr entstanden war, während sie ihn sprach, über den weißen, rosa geäderten Blütenbüschel eines Rhododendronstrauches gebeugt.

Geschlecht war ringsum aufgetan, in einer unermeßlichen Pracht. Gnädig war die Natur ihren Geschöpfen, hilfreich mit allem, was sie besaß. Sie gab dem Schoß der Blume das Weiß des Schnees, der über den unerforschlichen Gletschern des Himalaya lagert. Sie gab ihm die verblassende Röte des abendlichen Himmels, vor dem die Sonne gesunken ist. Sie lieb ihm das nächtliche Blau, das zarte Violett eines grauenden Morgens. Sie schenkte ihm das verschwimmende Geäder eines von Wolken beschatteten

Meeres. Sie erfand jede Form; jede Form des Geöffneten des zur Empfängnis Bereiten, Krug, Teller, Gefäß jeder Art bis zu der lippenbehüteten Höhlung des Mundes. Und sie erfüllte dieses Gefäß mit einem tausendfältigen Wohlgeruch: sie rief die unersättlich Trunkenen, rief Hummel, Biene und Schmetterling, daß mit der Sorge um ihre Nahrung sich Wollust und Befruchtung der Pflanze verknüpfe. Vergessen war Veronika jenes Getier, das einst, Entsetzen ihrer Kindheit, gemordet hatte, prassend und vergiftend. Beschwingt und anmutvoll sank hier des Schmetterlings geflügelte Blüte über die flügellose Schwester nieder. Zwischen wollüstig nachgebenden Lippen zwängte die Biene sich ins Blüten innere, ein goldener Pfeil des Kusses. Inmitten des weit und bebend sich breitenen Blütenkelches schwankte die Hummel, gelb und staubbeladen, zögernd aus der Umarmung entlassen. Wo sie versagten, Hummel, Biene und Schmetterling oder die tausendfach-anderen kleinen (und weniger begehrten) Vermittler, wo eine Pflanze blühte in unscheinbarer Farbe, klein und übersehen deshalb: war noch der Wind, dieser mit allen Düften geschwängerte, samen-trächtige Atem, der über sie strich, und dem sie sich zitternd ergaben.

Veronika litt unter diesem Wind, zuweilen war ihr seine Schwüle unerträglich. Ihre Nächte waren ohne Schlaf oder von Träumen erfüllt, die sie gehetzt erwachen ließen. Meist waren sie ungreifbar, verloren mit der entschwundenen Nacht; ein einziger blieb, kehrte zurück, viele Nächte hindurch, kam noch nach Jahren wieder, häufig, seltener dann, doch ohne je von seinem Grauen zu verlieren: Veronika lag festgebunden am Fuße einer steil und völlig eben ansteigenden Fläche Sandes, Wüstensandes vielleicht, denn er war von einem starken Gelb. Man hätte diese Fläche als Abhang eines Berges betrachten können, wäre sie nicht so völlig eben, nach beiden Seiten grenzenlos gewesen. Oben – aber sie stieg zu dieser Höhe hunderte von Metern an – schloß sie, dem Scheitel einer Straße ähnlich, gerade gegen den Himmel ab. Und dort erschien, ein winziger Punkt erst, anwachsend dann gigantenhaft mit der Bewegung, langsam zunächst, durch die Bewegung dann ins Rasende gesteigert, erschien ein zylindrischer Körper, eine ungeheure steinerne Walze. Veronika erinnerte sich solcher Walzen, wie sie langsam und knirschend über frisch beschotterte Straßen stampften.

Die Walze hier war ungeheuer groß – aber nur ihrem Durchmesser nach; die Breite betrug nicht mehr als etwa die Länge von Veronikas Körper – Möglichkeit genug, auf dieser weiten Fläche an ihm vorbei zu rasen, links oder rechts – Veronika bewegte qualvoll den Kopf, der unent-

rinnbar festgehalten war wie ihre Glieder. Aber die Walze raste mit einer sekundlich sich steigenden Schnelligkeit auf sie zu – ihre Richtung war unverkennbar, nicht rechts, nicht links, Mitte war sie, entsetzliche, zermalmende Mitte. »Ich will...« dachte Veronika. »Was will ich?« Aber sie fand es nicht, ihre Glieder erstarrten, Schweiß umgab sie, ein eisiges Gewässer. Der Schatten, den die Walze vor sich her schoß, fiel über sie. Sie fühlte: »Jetzt...«

Nichts war geschehen. Die steinere Lawine hatte sich gehoben, nicht viel, soweit nur, daß sie den erstarrten Körper nicht berührte. Sie hatte einen kleinen Sprung gemacht, einem unerklärlichen Anstoß folgend – ein Wunder, dachte Veronika, Welch ein Wunder, ich lebe! Und sie versuchte den Kopf zu heben. Aber dort, wo die steil ansteigende Ebene, dem Scheitel einer Straße ähnlich, vor dem Himmel stand, erschien ein winziger Punkt, anwachsend dann gigantenhaft mit der Bewegung; langsam zunächst, durch die Bewegung dann ins Rasende gesteigert, erschien ein zylindrischer Körper, eine ungeheure steinerne Walze...

Veronika erlitt in dieser Nacht an hundert Male vergeblich den gleichen, niemals tödlichen Tod. Sie fühlte die Angst in ihren Haaren aufsteigen, die steif wurden wie Röhren. Ihr schien, als ob sie, sich auflösend, durch diese Röhren sich verströme und als ob gleichzeitig ein Fremdes in sie eindringe, wechselströmend. Sie stöhnte. Sie war sich fremd, sie hatte alle Herrschaft über sich selbst verloren. Sie dachte, in Bruchstücken zwischen Entsetzen, Tod und neuem Entsetzen: »es ist nichts. Es ist eine Folter. Ich schäme mich meiner Angst. Wie oft habe ich nun erlebt, daß ich lebe?« Aber sie war ohnmächtig gegen die Angst: sie erstarrte von neuem im Grauen. Sie dachte: diese Schande der Hoffnung – aber sie war ohnmächtig gegen den erlösten Schrei ihres Körpers in jenem einzigen Augenblick zwischen Rettung und neuer Gefahr. Sie sagte: »ich will nicht mehr« und schloß die Augen. Aber die ungeheure Macht, die sie hielt, sie wehrlos machte gegen sich selbst, hob ihr die Lider empor. Der Morgen fand sie, schweißgebadet, erschöpft von einer ungeheuern Anstrengung und wie versteint in der Erinnerung.

Etwas Beschämendes war mit dieser Erinnerung verknüpft. Veronika lehnte sich dagegen auf, indem sie keinerlei Rücksicht auf ihren ermatteten Körper nahm. Sie zwang ihn zur Arbeit, härterer Arbeit, als er zu leisten gewöhnt war. Sie besprach mit Gianni die Tagesarbeit; ein täglich wachsendes Maß. Sie nahm sich dessen an, was Gianni nicht bewältigt hatte; in langsam härter werdenden Händen führte sie Hacke und Spaten.

Den Vater hielt vom Tag der Rückkehr an, Erinnerung befangen, wie der erneute Ausbruch einer lange schleichenden Krankheit. Er begrüßte sie mit Genugtuung, wie etwas, darauf er unfreiwillig Verzicht geleistet hatte. Er schloß sich in seinem Zimmer ein; Veronika traf ihn mit Regelmäßigkeit nur bei den Mahlzeiten. Ihm gegenüberstehend beobachtete sie, wie die Lehne seines Stuhles ihm überm Kopf emporwuchs – um Millimeterbreite von Tag zu Tag. Einmal – in einer Zeit von absehbarer Länge – würde man sie bis auf den Sitz hinunter sehen können. Niemand war dann noch da, auf diesem Stuhl zu sitzen. Veronika senkte den Kopf. Ein Schluchzen in der Kehle hob ihn wieder empor. Eine Träne fiel in den Suppenteller hinab.

»Die Suppe ist genügend gesalzen, Veronika,« sagte der Vater mit einem Lächeln, obgleich er erschrocken war. Er richtete sich auf; die hohe Lehne verschwand noch einmal hinter seinem Kopf. Er sah ihr junges, von Kummer mattes Gesicht mit bläulichen Schatten um Nase und Mund; nie hatte er so wie in diesem Augenblick es sich verwandt gefühlt, er sah es an wie einen Spiegel: die hohe Wölbung der Stirn, die seine war, die gleiche Schläfe, dort wie hier das Gesicht verschmälernd und in die Tiefe zusammendrängend, Nase und Schnitt der Augen, die Linie des Mundes – dies alles bin ich, dachte er. Ein Teil von mir, fortwachsend in die Zeit, in der ich nicht mehr bin.

Von diesem Tage an gewann er noch einmal die Haltung seiner guten und glücklichen Jahre. Briefe gingen hinaus und riefen Gäste. Sie kamen und brachten Lärm und Geräusch, Bewegung und spurloses Entgleiten gefüllter und dennoch leerer Tage. Auf der Terrasse, die in den Garten hinaustrat, hingen am Abend Lampions wie leuchtende Blüten; schwebte Mozarts nächtliche Serenade und wiegte schluchzend das Saxophon Tanzende in einem zerstörten Rhythmus. Veronika schritt unter ihnen, das braune Gesicht nach oben gewendet, die Lider geschlossen. »Musik,« dachte sie, »Nackte Musik, uranfänglicher Laut, Seufzer der Erde. Dies hier sind Katzen, als Kind rief Gianni mich so. Nun ist es der Chor der Frösche unten am See; Monotonie unaufhörlich sich weiter zeugend. Dies ist der Föhn, der stöhnt – oder war ich es, die stöhnte? Es ist schön, zu stöhnen: Es ist schön, da zu sein. Alles ist da. Alles ist grenzenlos. – Du weißt doch,« denkt sie und spricht den Körper an, dessen Arm sie umschlungen hält. »Das ist jetzt eine Welle, eine weiche Welle, Du kennst sie vom Schwimmen. Mein Haar ist genau so weich,« und sie biegt ihren Kopf seitwärts zu seinem Arm. Die Musik hat sich auf einen Weg des

Grauens gewandt. »Dies ist die Angst,« denkt Veronika. »Dies ist unser aller Angst. Ich sah eine kleine weiße Maus von einer Schlange gefressen werden. Ich habe mich oft gefürchtet. Alle Geschöpfe fürchten sich. Nun sind wir gerettet. Du weißt, es schluchzt dann so tief in der Kehle.«

Der fremde Körper antwortete ihr. »Ja,« sagt er, »alles, alles. Wir haben es oft erlebt. Es gibt keine Geheimnisse zwischen uns. Wir wollen keine Geheimnisse zwischen uns haben.« Und er atmet Veronikas Atem entgegen.

Dann setzt die Musik ab. Die Paare lösen sich von einander. Veronika streicht sich das Haar aus der erhitzten Stirn. Sie sieht ihren Partner an, der sich verneigt. Er ist erst am Morgen angekommen – sie hat noch kaum drei Worte mit ihm gesprochen. Er hat ein leeres Gesicht, das sie sich vorzustellen vergeblich bemüht ist, während sie das geeiste Getränk durstig durch ihre Kehle rinnen läßt.

Am Vormittag begegnen im Garten sich Paare, heben lächelnd Hände zum Gruß und gehen zwischen Blumen und Bäumen aneinander vorüber. Veronika, auf einem zögernden Weg zu Gianni, den sie seit Tagen nicht gesehen hatte, begegnete einmal dem jungen Professor der Philosophie, der mit einem unentschlossenen Gesicht sie erwartet zu haben schien. Sie gingen miteinander weiter – Veronika bog den Weg weit ab von jener Seite, wo sie Gianni vermutete. Der junge Professor suchte nach einem Gespräch. Es war nicht sehr einfach für ihn, so sehr das Wort zu seiner Verfügung stand. Sie sahen sich an. Veronika trug wieder ein weißes Kleid, matter schimmernd als das des Abends, wo er, abseits, von einem Oleander halb verdeckt, sie angesehen hatte. Es lag eine große und kindliche Bewunderung in seinem Blick. Veronika nahm ihn auf. »Es ist ein guter Mensch,« dachte sie zusammenhanglos und sagte: »Sie haben nicht getanzt, gestern abend -«

Er verneinte. Er tanze diese modernen Tänze nicht. Es sei kein Werturteil. Er verstehe sie nicht. Und er sprach von seiner Liebe für die alte Musik; die dann mit Bach zuletzt in einem reinsten und höchsten Gipfel ausklinge. Sein etwas zartes Gesicht entzündete sich. »Zuviel Persönliches im Größten, das später kam. Was ist der Mensch?« Er zuckte die Achseln. »Gefäß der Erkenntnis, göttlich begabt, da er das Gesetz der Zahl, das Gesetz der Harmonie in sich aufzunehmen gewürdigt war.« »Auch die Systeme, gewiß, wenngleich schon eine Ordnung geringerer Art, schwebend nicht wie Musik oder Mathematik, ein Gebäude irdischen Maßes, durch

die Logik gefügt. Aber ein Tempel doch immerhin.« So sprach er denn also von seinem Beruf. Veronika unterdrückte ein leichtes Erstaunen. Er sprach lebhaft, beinahe heftig. Es schien, als verteidige er irgend etwas, als fühle er sich angegriffen von etwas Gegensätzlichem, während er die (*Lücke in der Handschrift*)

Die Blicke, die Veronika traf, waren nun zuweilen mit einem geheimen Vorwurf beladen. Veronika spürte eine Anwandlung von Übermut. Sie standen eben vor einem Pfirsichspalier; ein Pfirsich, verführerisch wie Evas Apfel, hing ihr zur Hand. Veronika brach ihn ab. »Hier ist Gianni nicht nachgekommen,« dachte sie belustigt, »nun haben wir auch die Schlange schon auf dem Hals.« Denn eine üppige Winde hielt mit ihren dichten Ranken den Pfirsichstamm umwunden; ihre große, einem grünen und spitzen Vipernkopf ähnelnde Knospe schwankte im Lufthauch. Veronika wollte den Pfirsich eben mit einem Scherzwort ihrem Begleiter reichen, da sah sie in sein entrücktes Gesicht. Er hatte nichts von ihrem Stehenbleiben bemerkt, das Geflüster der Schlange war seinem Ohr verlauscht. Sein Blick enthielt keinen Vorwurf mehr. »Nun ist er wieder zuhause,« dachte Veronika. Sie ließ die Hand mit dem Pfirsich sinken. Sie gingen zurück. In den nächsten Tagen wartete der Professor vergebens. Veronika ging mit dem jungen Mann spazieren, mit dem sie am Abend seiner Ankunft getanzt hatte; er hatte ein leeres Gesicht, das sie vergeblich sich vorzustellen bemüht war, sobald sie ihn verabschiedet hatte. Sie ging solange mit ihm spazieren, bis der Professor abreiste; er hatte wieder ein vorwurfsvolles, im Augenblick des Abschieds sogar unglückliches Gesicht. »Der gerettete Adam« hatte Veronika ihn bei sich benannt – aber dann war ihrer Meinung nach genug getan. Und sie blieb unsichtbar solange, bis der junge und hoffnungsvolle Kavalier vom Tag begriffen hatte, daß sein Tag zu Ende war.

Nach einem Jahr las sie in Zeitschriften und Zeitungen ein Buch angezeigt; der junge Professor hatte einen ungeheuren Erfolg. Dann sah sie nocheinmal sein Bild, mit dem eines jungen Mädchens zusammen, das seine Braut war. Veronika betrachtete lange das Gesicht, ein kindlich weiches und sich bescheidendes Gesicht; sie fand, daß alles gut in Ordnung war.

Ein Jahr, das nächste und andere gingen ihr hin. Einmal war unter den Gästen des Sommers einer, der eine gewisse Ähnlichkeit mit Gianni hatte; er war Südländer, tief gebräunt, sein schwarzes glänzendes Haar war stark

105

106

gewellt, seine Gestalt geschmeidig, schmal wie ein Pfeil. Sein Gesicht üppig und kühn zugleich – »wie schön,« dachte Veronika, als sie es sah. Etwas störte dann, wie sie es aufmerksamer betrachtete, irgendwo blieben Gegensätze, unausgeglichen, aber es gelang ihr nicht sie zu nennen. Schließlich vergaß sie es auch, darüber nachzudenken.

Skizzen

Kleines impromptu im Herbst

Ich glaubte damals, daß es das Unglück war, das mich belauerte. Ich glaubte es für einen Augenblick; für den entscheidenden. So blieb es ungeschehen, denn es will nicht erkannt sein, ehe es getroffen hat. Es stahl sich leise fort aus seiner wundersamen Verwandlung, aus diesem großen roten Heidekrautbusch zu meinen Füßen. Oder sollte es doch nicht das Unglück gewesen sein? Ich weiß es nicht. So jedenfalls ging es zu:

Ich fuhr im Herbst – aber ich muß erst von mir und dem Herbst berichten. Ich muß erst sagen, daß der Herbst die größere Seligkeit ist. Die ewige steht arm neben ihr. Wie kann man ein Glück auskosten, von dem man weiß, daß es morgen und alle Tage sein wird? Die Seligkeit des Herbstes ist so: Du gehst durch eine Luft, die unendlich ist, du atmest sie ein und sie verbindet dich noch mit den fernen und violetten Gipfeln. Sie trägt die Atome deines Leibes in sich, sie hat sich in dich ergossen und schwellt dich mit sich ins Unermeßliche. Du reichst bis an die gläserne Bläue des Himmels, Kaskaden des Lichtes durchströmen dich, die unerhörte Farbe des Laubes rinnt durch dein Blut, du schmeckst die weite Leere des Feldes und den fern aufsteigenden Rauch der Kartoffelfeuer, hörst noch den Laut der Okarina, die ein Hirt auf einsamer Weide seinen Kühen vorklagt, du preist das Leben, das Leben, du bist erschüttert von Leben, oh, und du atmest doch rings schon die ungeheure Wollust der Verwesung in dir, um dich: den Tod; aber du lebst, aber du lebst, nur jetzt, nur diesen Augenblick gewiß...

Aber ich wollte vom Unglück erzählen, wie es mich belauerte in einem Erikabusch, er war rot und betörend. Ich bin ein einsamer Mensch und ein Heide: ich konnte niemals niederknien und anbeten, wunschlos verehrend. Was mich berauscht, das will ich mir gesellen, daß meine Einsamkeit sich in der Liebe betäube. Ich wünsche zu sein, was mich entflammt: dieser Herbst, zum Beispiel, als Kind spürte ich ihn wie heut. Ich wäre gern ein Blatt gewesen, ein rot und gelbes Blatt. Ich wäre ebenso sanft geschaukelt in Kreisen zur Erde geglitten; wie schwer mein Körper, da er nur fallen konnte. Und weil er traurig war und seiner schwerfälligen Nüchternheit sich schämte, webte ich ihm aus Ahornblättern, aneinandergeheftet mit den Nadeln der Kiefer, ein buntes Gewand, ein schleppendes

Gewand aus hundert bunten Blättern: so ward ich, kindlich, der Herbst. So ging ich als Kind über die leere Wiese, eingehüllt in Herbst, überschüttet von Herbst, sollte ich heute nicht die Hand ausstrecken dürfen nach diesem kleinen Blütenbusch zu meinen Füßen?

Aber ich sagte schon, daß ich fuhr. Ich stand auf der Plattform des Zuges, weil diese Luft, die unendlich ist und dich noch mit den fernen und violetten Gipfeln verbindet, weil du sie hast, nur jetzt, nur diesen Augenblick gewiß...

112 Ich weiß nicht, warum der Zug gerade an dieser Stelle hielt. Es mochte die Gewalt des Unglücks sein, das mich zu treffen suchte und das ihn zwang, hier plötzlich stehen zu bleiben, wo der Erikastrauch zwischen den Steinen wuchs. Ich konnte keinen andern Grund für diesen Aufenthalt entdecken. Die Gegend war einsam und unbewohnt; es zog sich ein Nadelwald die eine Seite des Bahndamms entlang; er stand ernst und unbewegt wie im Sommer, er wußte gar nichts vom Herbst. Dicht aber zu meinen Füßen – ich brauchte mich nur zu bücken – blühte die Erika, blühte sie brennend rot und betörend. Es war nur ein einzelner Busch, der, wohl als Same hierher verweht, zwischen den spitzen Steinen die Wurzeln zur Erde senkte, doch er verströmte die Röte einer unendlichen Heide. Er war vollendet; ich glaubte, niemals schönere Blüten gesehen zu haben, der betäubende Duft des Honigs schwebte zu mir empor.

Meine Seele erzitterte. Treulos verstieß sie die zahllosen Wünsche ihrer Sehnsucht und klammerte sich an einen einzigen: an die Begierde nach dieser Blüte. Was blieb meinem Leib, meinen bestürzten Gliedern übrig, als der Versuch, ihre Lust zu stillen?

113 Der Zug stand. Ich schlug das eiserne Schutzgitter hoch; ich begann die Treppe hinabzusteigen. Auf der untersten Stufe beugte ich mich hinaus und streckte die Hände aus. Da war es, daß ich das Unglück sah. Mitten in dem traumhaft schönen Strauß dieser Blüten öffnete es ein wenig sein weißliches Lid. Mag sein, daß es ein Stein war, der, geformt wie ein gestorbenes Auge, mich schreckte: ich sah meine Hände zermalmt, meine Füße verblutend, meinen Atem in seufzendem Kreis entschweben – ich griff nach der Stange, zitternd, zog mich empor, stand oben, gerettet, wie vorher: der Zug hielt, die Erika blühte zu meinen Füßen.

Und so stehe ich nun in dieser Luft, die unendlich ist, ich atme sie ein und sie verbindet mich noch mit den fernen und violetten Gipfeln. Sie trägt die Atome meines Leibes in sich, sie hat sich in mich ergossen, sie schwellt mich mit sich ins Unermeßliche. Ich reiche bis an die gläserne

Bläue des Himmels, Kaskaden des Lichts durchströmen mich, ach, und ich begehre nichts, als was meine Hände beinah erreichen könnten: diese Handvoll Blüten zu meinen Füßen.

Aber ich beuge mich nicht mehr, seht, und der Zug hält noch immer. Ich stehe und sehe auf diese Blumen, die zu besitzen Seligkeit wäre oder der Tod – da plötzlich nun das Rad, rasch rollend, mich vorüberträgt, weiter in Herbst und fernen Laut der Okarina: wer mag entscheiden, wem ich vorüberging?

114

Das Gottesauge

Der Polizeibericht nannte ihn einen Gewerbetreibenden. Aber er hatte die Schlüssel seines kleinen und armseligen Lädchens in der Vorstadt schon vor zwei Jahren einem Nachfolger übergeben und der sie wieder dem seinen; denn es war kein Geschäft zu machen in dieser Gegend zwischen den Filialen der großen und angesehenen Firmen, die so billig waren. So daß, wenn der Sechsunsechzigjährige von der Schlafstelle, die er bei entfernten Verwandten innehatte, die Straße entlang kam, den einen Fuß nicht vom Pflaster erhebend, sondern in einem leise schlurrenden Geräusch vor sich hinschiebend, denn die Kniekehle schmerzte unter einer ständigen Entzündung: daß er da also nicht einmal wußte, wer hinter der Tür mit den von ihm dort einmal angenagelten, nun abgestoßenen Emailschildern, wer hinter dem Ladentisch das Mehl auswog und die Bonbons für zwei oder drei Pfennig in die schmierigen Hände der Kinder schob.

Nicht, daß es ihn allzusehr geschmerzt hätte. Vielleicht, wenn er bei den Verwandten noch etwas mehr zu Hause hätte sein dürfen, wenn nicht das Sofa nur für die Nacht ihm zugestanden wäre, vielleicht hätte er dann noch Zeit gehabt, Kummer darüber zu empfinden, daß ihm der Laden so ganz fremd geworden war. Aber nun gingen seine Sorgen in einer anderen Richtung. War es Winter, so trottete er den öffentlichen Wärmestuben zu und hoffte schon den ganzen Weg auf einen Platz so an der Ecke der Bank, daß er schlafen konnte und niemand es merkte. War es indessen Sommer und es regnete, so ging sein Weg nach einer Bank in der nächsten städtischen Anlage; rund umlief sie den Stamm einer riesigen Buche, die wie ein Dach dem Regen widerstand.

115

Heute aber entfielen diese Sorgen. Es war Sommer und es regnete nicht: ein Sommermorgen voller Frische. Obwohl es jene Frische war, die

trächtig mit der Glut des Mittags ging, empfand er doch sie etwas peinigend und beinahe zudringlich: das Knie schmerzte mehr als gewöhnlich. Er mußte sich auf einer Bank ausruhen, die an der Haltestelle der Straßenbahn errichtet war. Und vielleicht hatte es nun diese Frische doch gut mit ihm gemeint, denn als er ächzend sich wieder erhob, mit einer halbkreisförmigen Bewegung der Hand durch die Luft, da hatte ein junges Mädchen, in dessen blanken Augen der Morgen sich spiegelte, ein Fünzigpfennigstück in diese Hand gelegt, das allerdings zuerst noch auf den Boden rollte, denn das Knie hatte die Augen genötigt, sich zu schließen. Das junge Mädchen bückte sich; der Alte dankte mit dem gewohnten Wunsche der Vergeltung Gottes.

Als er dann weiterging und ferne die Emailschilder der Ladentür erblickte, verspürte er plötzlich Lust, zu öffnen und einzutreten. Gleichzeitig erschrak er, und der Wunsch erschien ihm als eine große Vermessenheit. Aber – und er vermeinte, nähergekommen, sie über die Straße zu schmecken – unwiderstehlich durchdrangen schon in seiner Vorstellung sich die verschiedenartigsten Gerüche, und er nannte sie alle: Seife, den Leim der Fliegenfänger, Petroleum, Kerzen, Heringe schließlich, und süß dazwischen, wie der ferne Duft einer Blume, der Tee. Das Fünzigpfennigstück krampfhaft umklammernd trat er ein.

116

Es roch wie damals und doch waren fremde Gerüche dabei. Die Glocke schrillte im selben Ton. Eine dicke und mürrische Frau erschien; sie fragte nach seinen Wünschen. Er legte das Geldstück auf den Tisch und machte eine unsichere Bewegung. Die Frau legte eine Tafel Schokolade vor ihn hin und strich das Geld in die Kasse.

Da sah er, während sein Blick mechanisch diesen Händen folgte, seine Frau vor sich. Sie war gestorben, kurz ehe er den Laden aufgegeben hatte. Sie war nicht böse zu ihm gewesen; er konnte sich auch nicht erinnern, daß sie gut gewesen war. Er hatte fast nie mehr an sie gedacht, nachdem sie doch einmal begraben war. Aber nun rief diese eine Bewegung sie vor ihn hin, er sah sie ganz deutlich, obwohl er sie so wenig hätte beschreiben können wie damals, als sie lebte; nicht einmal die Farbe ihrer Haare hätte er zu nennen gewußt. Immerhin sah er sie also: er sah sie vor den Kästen und Schiebläden, deren Aufschriften er noch in der richtigen Reihenfolge aufzählen konnte, und all dies, auch der blecherne Ton der Glocke, als es den Laden verließ, all das stimmte ihn nachdenklich und fast ein wenig so wie ein Gespräch mit einem guten alten Bekannten, wenn es einen für

ihn gegeben hätte. Und vielleicht um dieses Gespräches willen schlug er den langen Weg zum Friedhof ein.

Er kam an in der großen Hitze des Mittags, betäubt vom Lärm und der Gefahr der Straßenübergänge. Der Schatten, der von den großen Steinen über die Wege fiel, erquickte ihn. Trotzdem war er wohl, als er zuletzt das Grab gefunden hatte, ein grasüberwuchertes Reihengrab weit draußen zwischen Kreuzen, die keinen Schatten gaben, -war er wohl noch verstört und abgewandt, vielleicht auch durch die Vorstellung jenes Gesprächs mit dem Bekannten zärtlicher bewegt, - mag es gewesen sein, wie es nun will: die Witwe Müller, die von dem Grabe ihres Mannes kam, erblickte ihn, wie, über einen Nachbarhügel frevlerisch gebeugt, er dort eines jener zarten und himmelblauen Pflänzchen ausriß, die unterm Namen des Auges Gottes die Armengräber schmücken.

117

Die Witwe Müller hatte sich an diesem Vormittag ihr Aufgebot bestellt. Das Kind war unterwegs, es mußte alles seine Ordnung haben. Da sie am Friedhof ohnehin vorüberkam, war sie für einen Augenblick auch eingetreten: sie hatte einen Besuch gemacht, eilig und mit schlechtem Gewissen. Sie sah den Diebstahl, und sie winkte aufgeregt dem Wärter, der fern um eine Ecke bog. »Er reißt die Pflanzen aus,« und sie wies auf den Alten. Der stand ein wenig blöd und zitternd mit vorgeschobnem Unterkiefer. Das Gottesauge war ihm aus der Hand gefallen; es leuchtete von dem Grün des Rasenhügels in einem unwahrscheinlich tiefen Blau.

Der Wärter brummte etwas vor sich hin. Er hatte, von der Hitze schlaff, nicht rechte Lust, hier einzugreifen. Aber die Witwe Müller fragte, ob man die Blumen auf die Gräber pflanze, daß sie gestohlen würden. Und obendrein ein Gottesauge.

Der Wärter zog ein Notizbuch und schrieb verdrossen und unleserlich den Namen Friedrich Baumann auf. Der Alte wunderte sich, daß er so hieß, es kam ihm neu vor und beinahe spannend. Die Witwe Müller ging befriedigt fort, er fühlte kurz den Blick ihrer braunen und blanken Augen; er fand, sie hätten Ähnlichkeit mit denen des jungen Mädchens vom Vormittag.

118

Er fühlte plötzlich in seiner Tasche die Tafel Schokolade und schenkte sie einem Kind, das vor dem Friedhofstor so heftig an ihn rannte, daß er beinahe hingefallen wäre. Er ging und eigentlich dachte er überhaupt nichts mehr: er wußte nicht, was er noch weiter denken sollte, da alles nun verändert war und sich nicht überblicken ließ. So war er schließlich zum Kanal gekommen, der draußen vor der Stadt, den Himmel spiegelnd,

blau im tiefen Grün der Wiese lag. Der Anblick war ihm merkwürdig bekannt: er suchte, aber fand, da er sich fallen ließ, nichts mehr als dann im Kniegelenk noch einmal heftig und vertraut den alten Schmerz als eine gute aber doch verspätete Erinnerung.

119

4. III. 29

Wenn ich Florian etwa zufällig am Vormittag getroffen, ihm die Hand geschüttelt und von der Bedeutung dieses Tages, der Bedeutung des vierten März des Jahres 1929 für ihn gesprochen hätte, ja, aber das war eben im Grund das Unmögliche bei der Geschichte. Denn Florian wußte nichts von dieser Bedeutung, er hatte keine Ahnung davon, ich übrigens ebensowenig, gewiß nicht, wie sollte ich auch. Aber es fiel mir so ein: »Florian,« hätte ich etwa sagen können, »es ist für diese frühe Jahreszeit ein selten schöner und warmer Tag. – Ein seltener Tag, Florian.« – »Selten?« hätte Florian dann gefragt, etwas erstaunt. »Ich kann es durchaus nicht finden. Es ist einer dieser vielen Tage, im Gegenteil, wissen Sie,« aber er lächelt dabei und darum weiß ich, daß es einer der vielen schöneren Tage ist, den er meint. »Sehen Sie,« fährt er fort, »da steht man auf,« und er reckt ein wenig die Arme. Er lächelt wieder mit seinem etwas jungenhaften Lächeln, das ihm gut steht; zwei kleine Mädchen, die vorübergehen, schenken ihm einen zärtlichen Blick. »Man steht auf, man wäscht sich, zieht sich an – es gehört viel Geduld dazu, wenn man weiß, daß man es immer wieder von Neuem tun wird, morgen, übermorgen, immerzu... Man frühstückt, liest die Zeitung, – wer übrigens, glauben Sie, hat Daisy umgebracht?« Und er entwickelt mir eine spitzfindige Vermutung in Zusammenhang mit einem Kriminalroman, der eben im Feuilleton der Zeitung läuft, und den die ganze Stadt mit Hingabe verfolgt. »Ich weiß es nicht, Florian,« sage ich, etwas zu gleichgültig vielleicht, denn er schweigt einen Augenblick enttäuscht. Ich möchte ihm gerne etwas anderes sagen, etwas, das mit dem Datum dieses Tages zusammenhängt. Aber ich fange es denkbar ungeschickt an. Er sieht mir einen Augenblick nachdenklich ins Gesicht. Er denkt, ich sei ein wenig sonderbar, gleichviel; man soll nicht allzu kritisch sein, Mitmenschen gegenüber.

121

Er schiebt versöhnlich seinen Arm in meinen, er nimmt mich mit, ein Stück seines Weges, denn er ist unterwegs. Er hat noch Zeit, gewiß. Sein Posten auf der Bank ist ihm sicher, Florian füllt ihn aus, er ist wie geschaffen für ihn. Er kann sich auf Grund seiner Tüchtigkeit schon manche

kleine Freiheit leisten; es kommt auf eine Stunde nicht an, wenn am Samstag der Zug in die Berge ein wenig vor Büroschluß abgeht.

Er hat mit seinen dreißig Jahren schon allerlei erlebt, Dinge, die man seinem jugenhaften Lächeln nicht zutraut und von denen er umso lieber spricht. Das mangelnde Interesse für Daisy hat er mir schon verziehen. »Meine Frau, sehen Sie,« erklärt er nun, »ich bin furchtbar hereingefallen damals. Sie war vor der Verlobung schon leidend; sie machte sich noch kränker, weil sie gesund erscheinen wollte.« Nun stehen sie in Scheidung, er wird ihr eine kleine Rente zahlen müssen; es wird sich nicht umgehen lassen, so ärgerlich es ist. Denn er will wieder heiraten, natürlich; ich muß sie übrigens damals gesehen haben, blond, in einem blauen Strickkostüm, jawohl. Sie passen glänzend zusammen, gute Familie, frisch und unternehmend – er seufzt, da er sich an die andere erinnert. Aber dann lächelt er schon wieder. Es wird noch eine Weile dauern. Eben der Rente wegen, die das knappe Gehalt noch um ein Drittel kürzt. In drei Jahren hat er die nächste Gehaltsklasse erreicht. Dann wird es möglich sein. Bis dahin eben – und er hebt wieder lächelnd seine Schultern.

122

»Florian,« sage ich. Ich habe ein Bedürfnis seinen Namen zu nennen, ich finde, während ich ihn ausspreche, daß es ein hübscher Name ist. Er wird sich gut ausnehmen, mit dem Datum zusammen, dem vierten März des Jahres 1929 darunter.... »Florian,« sage ich eindringlich, »wissen Sie, welcher Tag heute ist?«

Nun findet er mich allmählich albern. Er zieht seine Uhr aus der Tasche, eine hübsche goldene Uhr mit einem Sprungdeckel, den er genießerisch aufklappen läßt. »Nun wird es langsam Zeit.« Mit dieser Bemerkung verabschiedet er mich. Er geht seines Weges weiter, um eine Ecke, drei, vier Ecken, ich weiß es nicht, und dann, irgendwo, faßt ihn das Auto und er ist tot.

Er ist tot. Ganz einfach, ganz unwiderruflich tot, Ich habe es in der Zeitung gelesen: »Der Unglückliche war augenblicklich tot.« Und dabei fiel mir dieses Gespräch ein, das ich mit Florian hätte führen können, wenn ich ihm begegnet wäre. Aber vielleicht ist es Florian gar nicht gewesen. Oder, da ich ihn nur sehr oberflächlich kannte, sind seine Umstände, von denen er mir erzählte, andere gewesen? Er war vielleicht verheiratet, glücklich, hatte Kinder? Sparte er auf ein Wochenendhaus und stellte schon eine kleine optimistische Berechnung an? Oder war er schon älter über die Wünsche hinaus, ein wenig griesgrämig und mit Sorgen um sein Alter belastet? Er konnte Ingenieur gewesen sein, Lehrer auch, ein Student

123

vielleicht, den der Gedanke an das Examen erfüllte. Irgend etwas war er gewesen, wenngleich nicht das, was die Zeitung von ihm behauptete: ein Unglücklicher. Wann, in aller Welt, hätte er Zeit dazu gehabt, da er doch augenblicklich tot war?!

Das ist es, Freunde, was mich noch immer Florian nicht vergessen läßt, obwohl wir uns nur oberflächlich kannten: ich spüre dem Begriff des »augenblicklich« nach und fürchte fast, daß auch der Bruchteil eines Augenblickes Länge haben kann. Vielleicht hat er genügt, daß Florian über die Bedeutung dieses Tages sich doch noch hat klar werden können. »Zu spät,« dachte es dann in ihm, »zu spät.« Und vielleicht hat dieser Bruchteil eines Augenblickes ihm noch genügt, sich zu erinnern, daß er mit jemand gesprochen hat, vorhin gesprochen hat, vor einem Augenblick gesprochen hat – er wird mit keinem guten Gedanken an diesen Menschen denken, wenn schon er nicht mehr finden kann, warum.

Ich bin es nicht gewesen, Florian, der dir auf deinem Weg begegnete. Und wenn ich dich getroffen hätte, konnte ich eine Ahnung von deinem Schicksal haben, dem Schicksal, dem du so ahnungslos entgegengingst, daß du um Daisys willen dich noch in eine spitzfindige Betrachtung eingelassen hast? Ach, es lag kein Betrug in meinen Augen, Florian, als sie dein sorgloses Gesicht ansahen. Ich bin kein Hellseher, Florian.

124

Und wenn, und wenn, – was hätte ich dir sagen sollen?...

Der Dichter

Eine Legende

Es war einmal ein junger Mann, der fühlte in sich die Kraft, ein großer und göttlicher Dichter zu werden. Er war sehr glücklich über dieses Bewußtsein und pflegte und hütete es wie einen Schatz. Wie hat mich Gott gesegnet, dachte er; meine Eltern haben in Armut und Sorge für das Tägliche um meinetwillen ihr Leben verbracht. Wie will ich ihren Abend verschönern mit dem Glanz meiner Lieder und der tieferen Weisheit dessen, was Gott mir zu sagen gebieten wird, wenn es Zeit ist. – Aber die Zeit verging und Gott gebot nicht. Die Eltern starben in Armut und Dunkel, wie sie gelebt hatten.

Der junge Mann, der Dichter, – aber eigentlich war er nun nicht mehr ganz jung und eigentlich noch kein Dichter – begegnete einem Mädchen, in das er sich verliebte. Er fand es schöner als alle andern Geschöpfe

dieser Welt. Er liebte noch den Schatten, den ihre langen Wimpern über die Blässe ihrer Wangen warfen, und küßte den Abdruck ihrer Zehen im Sande. Wie hat mich Gott gesegnet, dachte er, daß ich dem Mädchen sagen darf, was für ein Wunder an Schönheit die kleine Muschel seines Ohres ist. Ich werde reicher sein als alle Liebenden, wenn Gott mir nur erlauben wird, meine ganze Liebe zu sagen. – Aber Gott erlaubte es nicht. Das schöne Mädchen wurde seiner überdrüssig und nahm einen andern Freund, der viele Frauen hatte.

125

Der Mann, der nicht mehr jung und auch kein Dichter war, geriet im Kampfe in Gefangenschaft und ihn erwartete ein qualenvoller Tod. Ein Mitgefangener, ein Spielgefährte seiner frühesten Jugend, war entronnen. Er kehrte nachts zurück, ermordete die Wächter und floh mit ihm. Der Mann war seines Lebens müde und vor den Anstrengungen des Weges graute ihn. Aber der Freund nahm ihn auf seine Schultern und schleppte ihn. Er pflegte ihn, als er erkrankte, und schließlich, als kurz vor der Heimkehr ein Überfall auf sie geschah, starb er für ihn. Der Mann verfiel in lange Schwermut und tiefe Trauer; als er sie überwunden hatte, dachte er: wie glücklich bin ich doch trotz alledem, daß ich das Opfer, das mein Freund mit seinem Leben für mich brachte, unvergänglich machen darf. Ich werde ihm einen Bruchteil seiner Güte vergelten können, wenn Gott es mir gestatten wird, den Edelmut und die Treue seines Lebens zu besingen. – Aber Gott gestattete es nicht und die Menschen vergaßen die Tat des Freundes.

Der Mann besaß auch einen Sohn, den er liebte. Bei seiner Rückkehr fand er von ihm sein Gut verschleudert und seinen Namen entehrt. Ihn selbst traf er im Kreise von Verbrechern und Dirnen, als er gegangen war, um ihn zur Rede zu stellen. Der Sohn verhöhnnte ihn vor den Augen seiner Kumpane und als der Vater ihm fluchte, schlug er mit einem Schemel ihn zu Boden. Der Mann, der nun ein Krüppel war, denn der Schlag hatte ihn eines Armes beraubt, dachte, als er vom langen Lager mühsam sich erhob: wie glücklich bin ich doch trotz alledem, daß mir gegeben sein wird, diese ruchlose Tat vor aller Menschen Angesicht zu stellen. Ich werde sie zum ewigen Abscheu erhöhen, daß sie ein Gleichnis werde für alle Sünden und allen Undank, die an Vätern geschehen; wenn Gott mir nur die Stimme geben will, die Stimme um diese Tat zu sagen. – Aber Gott gab sie ihm nicht. Der Sohn hatte Glück im Spiel, gewann eine reiche Frau; er kaufte sich ein Haus, trieb Handel; er wurde reich und geehrt und man vergaß seine Verbrechen.

126

Der Mann geriet in die Gefahr, seiner unsterblichen Seele verlustig zu gehen. Er stand im Begriff, sich von dem Pfade der Wanderung in den ewigen Abgrund des Ungestalteten zu stürzen, da ließ Gott ein Wunder geschehen um ihn zu retten. Er stand und sprach ein Dankgebet: wie glücklich bin ich, daß ich Gott werde danken können für dieses Wunder, das er an mir getan hat. Ich werde seine unendliche Güte preisen mit Worten, daß die Menschen voll Reue zu ihm zurückkehren. Mit der Dankbarkeit meiner geretteten Seele will ich, solange ich lebe, sein Verkünder sein, wenn Gott mir nur zu sagen erlaubt, welch großes Wunder er an mir getan hat. – Aber Gott erlaubte es nicht.

127 Der Mann war ein alter Mann geworden, der keinen mehr und den keiner mehr kannte; stumm wohnte ihm der Mund hinter dem weißen Bart. Er dachte nicht mehr an die Hoffnung seiner frühern Jahre; er wußte nicht, warum er noch ein Lied hätte dichten sollen, da niemand mehr war, dem zu Lust oder Leid es hätte geschehen können. An einem Abend aber überkam ihn die Erinnerung: er dachte an seine Eltern, das harte Leben, von dem sie ausruhten in ihrem Grab. Er dachte an das Mädchen, wie zart das Blut die kleine Muschel seines Ohrs durchschimmert hatte. Er dachte auch an seinen Freund, wie er in einem Kampf voll Heldentum für ihn gefallen war. Er dachte noch an seinen Sohn, der lebte, irgendwo, reich war und Handel trieb; er dachte auch an Gott, der seine Seele gerettet hatte. Doch es erschien ihm alles seltsam fremd, nicht wie sein eignes Leben, wie vieler Fern-Gekannter Leben erschien es ihm. Wie vieler Fern-Gekannter stummes Leben, das nach ihm griff, das ihn erfüllte, dunkel aus ihm brach:

Er sang. Sang sinnlos namenloses Schicksal, seines einst, doch nun verloren, abgelegt wie ein vertragenes Kleid. Menschen hörten ihn singen, blieben stehn, erschracken: »Unser Schicksal,« flüsterten sie; »unser Schicksal, von dem er singt...«

128 Er sang. Und die ihn hörten, bewahrten sein Lied, trugen hin in die Weite sein Lied, sein unsterbliches Lied. Er wußte es nicht. Er kannte es nicht einmal mehr, als es ihm wiederkehrte, gesungen irgendwo. Er saß, den Kopf in seine Hand gestützt, erschüttert, der Wünsche seiner Jugend einmal noch demütig und entsagend eingedenk.

Aufsätze

Die Bettina und Goethe

Ein Versuch

Die Vorrede, mit der Bettina von Arnim den »Briefwechsel Goethes mit einem Kinde« einleitet, beginnt mit den Worten: »Dies Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen.«

Es liegt eine merkwürdige Verwahrung in diesem Satz, mit dem ein Mensch sich gegen die Mit- und Nachwelt zu sichern sucht. Es liegt die ganze Entschiedenheit eines glücklichen Temperamentes darin, das die Bettina trug, gleichzeitig aber auch Unsicherheit, die eines Fragwürdigen, eines Anfechtbaren sich durchaus bewußt ist. Es liegt eine Spur von schlechtem Gewissen in dieser Ablehnung der »Bösen«, Verzicht auf die Gerechtigkeit, das Maß, das diesem leidenschaftlichen Menschen bis zu seinem Ende fremd blieb. Vielleicht aber hat auch Bettina geahnt, wie schwer es sein würde, dieses Maß an sie zu legen. Sie war vielleicht im Tiefsten aufrichtig genug, sich für die Zukunft den Scharen jener einzuordnen, die allein in ihrer Beziehung zu einem Größeren gewogen werden, die, in das Werk bezogen, allein gewogen werden nach Hemmnis oder Verdienst an diesem Werk. Sie wußte im Innersten vielleicht, daß sie durch Goethe weiterleben würde, nicht durch sich selbst, und daß, weil niemand ihr Leben zu seinem eignen Ursprung verfolgen, niemand dem Gesetz seines Ablaufs würde nachgehen wollen, die Liebe der »Guten« ihr unentbehrlicher sein würde, als die Gerechtigkeit der »Bösen«.

145

Warum aber sollte man nicht, um dieser Gerechtigkeit willen, in der Neigung und leichten Trauer einer nachdenklichen Stunde versuchen, diesen Beziehungen in umgewandter Folge nachzugehen; nicht auf dem gebotenen Weg Goethe-Bettina, sondern dem unwichtigen anderen: dem zu keiner Vollendung führenden, im Irdischen an kein Ziel gelangenden Weg Bettinas zu Goethe?

Dies ist die Folge ihrer Begegnungen: das junge Mädchen, dreizehnjährig aus klösterlicher Obhut entlassen, wird von dem Bruder Clemens der Dichtung Goethes zugeführt. Es liest; ohne Verständnis zunächst, aber mit einer starken Ergriffenheit der Seele, an der allmählich Fähigkeit zur

Aufnahme auch des Kunstwerks reift. Mit zwanzig Jahren liest Bettina zum zweiten Male »Wilhelm Meisters Lehrjahre« – Mignons Gestalt ergreift sie wesensverwandt. Mignons Selbstverzehrung wird ihr das Maß; noch ehe ihr Gefühl an einen Menschen gebunden ist, trägt sie schon in sich die große Weite der Leidenschaft, hat sie schon Grenzen und Bewahrung überwunden. In dieser Zeit einer Hingabe, die doch noch Freiheit ist, wächst sie an allem, was das Leben ihr zubringt, saugt sie in sich, was sie berührt; im gleichen Maße, in dem ihr Geist sich bildet, wendet er sich immer von neuem den Büchern Goethes als unerschöpflicher Quelle zu.

146

So trifft sie das Schicksal: sie findet bei einem Besuch im Hause der Großmutter Laroche Briefe Goethes, aus denen klar die Innigkeit seiner Beziehung zu Maximiliane, der Mutter Bettinas, sich enthüllt: süßes und heißes Erschrecken, in dem das junge Geschöpf zum ersten Male den Menschen erkennt, den fühlenden, an Menschlichem teilnehmenden, den liebenden Menschen Goethe, der plötzlich nun, wie grenzenlos geahntes Licht im Ausschnitt eines Fensterbogens, hinter der Dichtung sichtbar wird.

Dies ist der entscheidende Augenblick in Bettinas Leben; denn diese Menschwerdung eines bisher in unirdischer Ferne Verehrten vollzieht sich in ihrem Gefühl zugleich mit dem Entschluß, sich dieses Menschlichen zu bemächtigen, um damit des Göttlichen teilhaftig zu werden.

Mit der ihr eigenen Entschlossenheit ebnet Bettina sich den Weg nach Weimar, der über die Mutter Goethes führt. Enge Freundschaft entsteht; für Bettina ist die alte Frau Rat eine einzigartige Quelle der Mitteilung über den Geliebten; für die Mutter wird das Gespräch ein unentbehrliches Labsal, das sie speist mit Stolz und Erinnerung. Sie ist Vermittlerin zwischen dem Sohn und Bettina, Fürsprecherin bis zuletzt, wo allein Bettinas Sorge um sie noch mit Billigung und Dank von Goethe gewogen wird. Es ist nicht ihre Schuld, daß schon der erste an sie gerichtete Brief Bettinas, den sie in herzlichster Absicht nach Weimar schickt, eine klar geäußerte Mißbilligung Goethes zur Folge hat...

Bettina ist nach ihrem ersten Besuch bei Goethe ganz eingegangen in das Gefühl ihrer Liebe. »Ein Menschenkind, allein auf einem Fels, von allen Winden umbraust, so war ich, da ich meinen Herrn noch nicht erkannt hatte, nun wend ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott« – schreibt sie in ihrem ersten Brief. Und weiter spricht sie zu sich mit den zärtlichen Worten des Liebenden: »Mein Kind, mein Herz«... und

doch steht schon die große Angst im Hintergrund: »Weh mir, wenn dieses alles nie zur Wahrheit wird –!«

Es ist niemals zur Wahrheit geworden, wenngleich sie zuweilen an ihre Seligkeit glauben darf in Augenblicken, da sie Gedichte von Goethe erhält, darin sie sich, die schweifenden und verwirrten Gedanken ihrer Briefe »in göttlichem Glanze wiedergeboren« findet. »Übersetzungen« nennt Goethe vorsichtig und scherzhaft die beiden Sonette.

Der Briefwechsel geht, von Besuchen Bettinas in Weimar unterbrochen, durch Jahre weiter. Bettinas Briefe werden immer länger, werbender und hungerisser, Goethes Briefe seltener, kürzer und kühler. »Er schreibt so kalt und steif, als ob er sich scheute, eine Leidenschaft in mir zu reizen,« klagt sie Arnim. Erschütternd, dem Kampf, den sie führt, in ihren Briefen beizuwohnen: sie ist kindlich und weise, verliebt und verzichtend, übermütig und voll Demut, geistreich und töricht; sie entwickelt alle Fähigkeiten, die sie in sich findet, sie breitet sich aus und steigert sich, sie rührt in Augenblicken an das Genie, sie reißt sich das Herz aus, um seinen Brand glauben zu machen – freundschaftliche Teilnahme ist das Höchste, das sie erreicht. So verliert sie allmählich Besinnung und Überblick. Sie gleicht einem Menschen, der seit langem ahnt, daß seine Mühe vergeblich ist, und der in einem letzten wohlthätigen Taumel den Rest seines seelischen und irdischen Vermögens um ein Unerreichbares verschleudert. Bettina verschleudert so die Freundschaft Goethes im Kampf um seine Liebe. Sie wird aufdringlich, taktlos und muß sich Zurückweisung ihrer Zärtlichkeiten gefallen lassen, mit denen sie vor Dritten ihn überhäuft. Als es dann noch zwischen ihr und Christiane in einer Ausstellung, die sie besuchen, zum öffentlichen Skandal kommt, wendet sich Goethe ab und er tut es nicht ungern. »Ich bin froh, daß ich die Tollhäusler los bin,« schreibt er Christiane. Bettina aber muß, o härtestes Los der Liebe, »ohne Fluch und ohne Segen« von ihm gehen. Übrigens ist sie seit einem Jahr mit Achim von Arnim vermählt. Aber dieses Ereignis bleibt ungespiegelt von ihren Briefen; sie teilt es Goethe geflissentlich auf eine Weise mit, die ihn zu einem Glückwunsch nicht kommen läßt. Und es wird auch diese Ehe keine Erlösung für ihr ungebärdiges Herz.

Nach fünf Jahren versucht sie, zum ersten Male wieder, Goethe zu rufen und sie verstärkt ihre Stimme durch die abgeschiedene seiner Mutter, die ihr Haar, letztes Vermächtnis, Bettinen überließ. Dieser Brief, dem keine Antwort wird, ist ergreifend in seiner bitteren Einsicht: »Ich fühl es jetzt wohl, daß es nicht leicht war, mich in meiner Leidenschaftlichkeit zu er-

tragen.« Beschwörung unendlicher Qual, wenn sie der Stunden gedenkt, wo sie »mit Geistern zu kämpfen hatte, die sie zu ihm hin mahnten,« und denen sie so lange widerstand.

149 Vier Jahre hält sie noch aus, dann erzwingt sie sich Eintritt bei Goethe, den sie während einer Abendgesellschaft unangemeldet überrascht. Goethe ist alt geworden in diesen neun Jahren, er hat Zähne verloren, seine Lippen sind eingefallen, seine Augen erloschener: er sieht sie nur noch so obenhin, ohne besondere Freude, ohne besondere Abneigung. Aber die unselige Liebe dieser unseligen Bettina saugt aus jeder Berührung mit dem Geliebten neue Kraft; in ihrem Brief, den sie auf diesen Besuch hin schreibt, den sie ein Jahr mit sich herumträgt und endlich doch noch abschickt, in diesem Briefe beschwört sie in einem unendlichen Aufschrei noch einmal die Schönheit dieser Hände, die sie bilden, der Lippen, die Leben in sie hauchen, all die Verheißung, die ihr das Schicksal hätte erfüllen sollen: »Sauge mich auf, verzehr mich, wenn Du mich nicht dulden magst!« –

Ein Denkmal, das die Frankfurter ihrem größten Bürger setzen wollen, gibt ihr eine neue Möglichkeit der Beziehung. Sie entwirft eine Skizze und beginnt zu modellieren: mächtige sitzende Gestalt Goethes mit der Leier, in die eine Psyche (mit Bettinas Zügen) greift. Man könne dem wunderlichen Ding eine Art von Beifall nicht versagen, ein gewisses Lächeln nicht unterdrücken, äußert sich Goethe darüber. Das Denkmal gelangt niemals zur Ausführung. Aber es hat doch wieder die äußere Möglichkeit einer Anknüpfung gegeben. Ein kurzer Aufenthalt in Weimar 1824 auf der Durchreise ergibt ein abendliches Beisammensein, über dem die Stille und Wehmut des Alters ruht und das ohne Mißklang verläuft. Goethe äußert sich später einmal über ihr beruhigteres Wesen: »Du hast gelernt Menschen zu schonen, denn vorher hast Du das niemals gekonnt. Nun mach, daß, wenn ich Dich nach einiger Zeit wiederum sehe, Du abermals was gelernt hast, so kann am Ende noch was draus werden.«

150 Aber schon diese arme Hoffnung treibt Bettina wieder über die eng gezogene Grenze; noch einmal ruft sie der Weg, auf dem allein sie sich erfüllen könnte. »Küssen, Beten, Versinken, alles hast Du mich gelehrt, und nur in Dir hab ichs begriffen.«

Doch ist im Grund nun auch ihr unüberwindlicher Glaube dahin, weiß sie unwiderlegbar um die Vergeblichkeit ihres Kampfes, ist sie sich selbst zerstört durch die Verneinung des am tiefsten Geliebten. Und Frau, die sie so völlig ist, sucht sie nun die Bejahung, soviel sie möglich ist, und

bei allen: sie verstreut ihr Gefühl, sie drängt ihre Gedanken auf, schreibt Briefe an Monarchen; sie übersteigert Talente, sie entfaltet eine Betrieb-samkeit, die sie peinlich und unerträglich macht. Mit einem bösen Wort von der leidigen Bremse wendet Goethe sich entschuldigend an Carl August. Vier Jahre später noch eine Notiz in seinem Tagebuch: »Frau von Arnims Zudringlichkeit abgewiesen.« Künftig spricht sie nur noch allein. Keine Antwort kommt mehr auf ihre Briefe, in denen sie ihr Geschick als tragisches und erhabenes preist. Doch ihre Liebe, die so viel phantastische Wege einschlagen mußte, die im Rauschen des Wassers die Stimme des Geliebten betörend vernahm, die seinen Gestalten und seiner Gestalt begegnete im Reif der Winternächte und den Felsen des Spessarts, diese Liebe weiß noch eine letzte Berührung im Geiste zu finden: Bettina schickt ihren ältesten Sohn, der Deutschland nicht verlassen soll, ohne von Goethes Anblick gesegnet zu sein. Und es ist ein gütiges Nachgeben des Schicksals, das so viel verweigerte, daß dieser junge Arnim der letzte Fremde ist, den Goethe bei sich sieht, daß die Zeilen in seinem Stammbuch die letzten sind, die seine Hand geschrieben hat.

151

Der Brief, den Bettina auf die Nachricht von Goethes Tod schreibt, ist erschreckend. Er ist ein Triumphgesang, ein Geschrei der Erlösung. Es ist ein »glorreicher« Eindruck, den sie empfangen hat. Nichts steht ihr künftig im Weg, niemand wird größeres Anrecht auf ihn haben als sie, ihre Gespräche sind reichlich mit Gegenrede belohnt, keiner Zärtlichkeit kann er die Aufnahme verweigern, die Wirklichkeit bricht nicht mehr in ihre Träume.

So ist endlich ein Ziel erreicht, anders als es gedacht war, doch immerhin ein Ziel. Keine gefährliche Hoffnung zehrt mehr an den Kräften der Seele; Bettina sammelt sich und das Verbliebene. Sie wird, da keine Sehnsucht nach dem Unerreichbaren mehr geht, sich dessen bewußt, was an Erreichbarem ihr geworden ist. Es findet sich genug, um vor der Welt mit Ehre bestehen zu können. Es findet sich sogar so viel, daß es nur eines geringen Vergessens und Verwischens bedarf, um auch ihr selbst noch eine späte Genüge zu bringen. Und so entsteht, da sie inzwischen ihre Briefe aus Goethes Nachlaß zurückerhalten hat, jenes Buch, jener »Briefwechsel mit einem Kinde,« das nur den Guten gehören soll. Es entsteht ihr unter der schreibenden Hand eine Vergangenheit, verklärt und schrankenlos, mit der Erfüllung, die ihr im Leben versagt war. Diesen Briefwechsel mit dem echten (»Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe«, herausgegeben von Fritz Bergemann im Insel-Verlag) zu verglei-

chen, ist der ein wenig schmerzliche Einblick in eine Seele, die leidenschaftlich und feinhörig genug war, genau zu erkennen, was gesagt war und was hätte gesagt werden sollen. Und die mit einer großzügigen Retusche das Bild so umgestaltete, wie sie es als ihr Recht und ihren Anspruch empfand. Und dieses Rechtes und dieses Anspruchs wegen hat sie im Eingang die Zweifler mit den Bösen identifiziert. Sie hätte, bei dem angestrengtesten Willen zur Selbsterkenntnis, für jene Umwandlung, die sie vornahm, kaum eine andere Bezeichnung finden können, als vielleicht jene pathetische des Riccaut de la Marlinière, des »corriger la fortune«.

Das Schicksal, das sie getroffen hatte, war ihr bis ins Letzte unbegreiflich. Es sind die peinlichsten und rührendsten Stellen ihrer Briefe, wo sie von Versuchen, sich Goethes Augen als jenen »magischen Eindruck« darzustellen, der sie niemals für ihn gewesen ist, wo sie von diesen Versuchen über Vergleiche mit den Gestalten seiner Romane schließlich zu der naiven Frage kommt, ob sie nicht besser und lebenswürdiger sei als diese alle? Sie war sich der Vorzüge ihrer Klugheit, ihrer geistigen Beweglichkeit, ihrer Eigenart durchaus bewußt. Sie machte das, was ihr von Goethes Dichtung begreiflich war, in einer Leidenschaft sich zu eigen, die sie zu der Überzeugung brachte, niemand könne ihn tiefer verstehen als sie. Und dieses Verstehen wieder erfüllte sie mit Ansprüchen: wenn Goethe lieben konnte, wenn die Urbilder jener rührenden Gestalten – von Lotte, die sie haßte, bis zu Ottilie, die sie tadelte – sein Gefühl erschüttert hatten, warum sah er nicht an ihr das, was von den anderen ihn so sehr ergriff! »Was sind die Reifröcke seiner Jugendliebschaften alle gegen mein dahinschwimmendes Gewand?« schreibt sie seiner Mutter einmal.

Ein anderes Mal beschwört sie den Geliebten, er möge sich nicht an ihr versündigen, indem er sich ein »geschnitztes Bild« zur Anbetung mache, »während die Möglichkeit ihm zu handen liege, ein wunderbares Band der Geisterwelt zwischen ihm und ihr zu weben.« Wenn sich auch hier der Irrtum äußert, der all ihren Forderungen zugrunde liegt, der Irrtum nämlich, daß Liebe sich begründen lasse, so scheint das »geschnitzte Bild« doch ein Vergleich, der nicht ohne tiefere Ahnung ist. An Bettina zu »schnitzeln« war keine Möglichkeit. Man könnte von ihrer Seele sagen, daß sie körperlos gewesen sei, wollte man sie mit der Ottiliens aus den Wahlverwandtschaften vergleichen und der Süße ihrer irdischen Gebundenheit. Bettina lebte in der Erregung, der Emanation ihrer Gefühle; gleichzeitig genoß sie sich in diesen Gefühlen und ihren Sensationen. Sie war ohne Instinkt und übertrieb diese Betrachtung um Goethes willen zu

einer beinahe narzisstischen Selbstbespiegelung; sie war ohne Geheimnis vor sich selbst. Goethe aber liebte mit dem Egoismus seines Genies.

Sie hatte außerdem nichts, das Goethe fremd gewesen wäre. Sie hatte viel, aber was sie besaß, war ein geringer Bruchteil des Übermaßes, das der junge Goethe verschwendet hatte, der alte verwarf, soweit es sich nicht in die reine Form fügte, in die er sein Leben gefaßt hielt. Sie suchte ihn auf einem Wege, den er längst verlassen hatte. Was hätte ihm so tief Gekanntes, so weise Überwundenes anderes entlocken können als ein vielleicht gerührtes Lächeln der Erinnerung an Zeiten, in denen, wie er ihr einmal schreibt, er genau so »nährisch« war wie sie? Für seine Gegenwart, die gesättigt war mit der Weisheit der Entsagung und voll der Neigung für die geheimnisvollere Klarheit der Einfalt, für diese Gegenwart lag die Liebe außerhalb einer romantischen Seelenverschmelzung, wie Bettina sie erträumte.

154

Sie ist nach der Herausgabe des »Briefwechsels« auf dem früher eingeschlagenen Wege weiter gegangen: dem Wege, Menschen zu bezaubern mit der großen Biegsamkeit ihrer Talente. Sie machte weiter reden von sich durch Bilder, die sie zeichnete, Lieder, die sie komponierte, durch Briefe, Widmung und Fürsprache. Sie setzte die Täuschung der Welt fort durch die lange Reihe ihrer Freunde, die sich ablösten, Musiker, Bildhauer, Schriftsteller. Sie schenkte dem Fürsten Pückler Goethes Ring mit der blauen Gemme und widmete ihm den »Briefwechsel mit einem Kinde«. Sie tat alles, um dem *einen* Erlebnis, das sie gezeichnet hatte, andere anzufügen, bis es eingeglichen schien, in das wechselnde Auf und Ab ihres bewegten Lebens. Ihr Temperament, vom südlichen Blut ihres Vaters beschwingt, hat sich mit Bestimmtheit dazu gefunden, die Rolle (in der auch Goethe in den »Wahlverwandtschaften« als die wenig sympathische Luciane sie dargestellt hat), die Rolle eines Irrwischs also, eines ewig nach Neuem gierigen, unstäten Geschöpfes zu spielen, als sich dem Bewußtsein ihres Unglücks und des Bruches auszuliefern, der durch ihr Leben ging. In dieser Gestalt ist sie denn auch eingegangen in die Überlieferung der Literaturgeschichten, in diesem Sinn hat sie die Nachwelt sich verpflichtet für all die Anregung, die sie gab. In diesem Sinn hat sie aufgelöst, verleugnet, weggelebt, was sie einmal als ihre tiefste Erfüllung ersehnt und Goethe geschrieben hatte: »Ich dürfte fort und fort im Hause herumwandern und keiner wüßte, wer ich wär, und Niemand wüßte, wo ich hingekommen wär, und so vergingen die Jahre und das Leben und in seinem Anblick

155

spiegelte sich mir die ganze Welt, ich bräuchte nichts anderes mehr zu lernen.«

156 Ob sie am Ende dann geworden war, was sie so lange schien – wer könnte es entscheiden?! Sie starb zu Berlin in der Nacht des neunzehnten Januars, siebenundzwanzig Jahre nach Goethes Tod.

Gustav Meyrink

Zu seinem sechzigsten Geburtstag am 19. Januar 1928

Es ist nicht leicht, den Dank, der dem Dichter Gustav Meyrink abzustatten ist, mit dem äußeren Anlaß eines Geburtstages zu verbinden. Es wäre leichter, ließe sich dem Ereignis dieser sechzigsten Wiederkehr eine zeitliche Bedeutung zuerkennen, ließe sich jener biographische Rückblick anstellen, zu dem sonst die Rundung eines so großen Abschnittes Lebens, einer so schmerzlich-unbedingt größeren Hälfte Lebens den Anlaß gibt. Wer aber, dem Meyrinks Gesicht aufging in einem Gespräch oder aufstieg aus einer Seite des »Golem« oder sonst eines Buches, wer wollte ihm gegenüber wagen, diese sechzig Jahre allzu ernst zu nehmen? Was können sie bedeuten für einen Menschen, der, so in der Ewigkeit zu Hause wie Meyrink, mit seinen Gestalten durch Jahrhunderte geht, war, wiederkehrt und sein wird, bedingungslos und überlegen?! Ach, es ist nichts- zu wollen mit diesen sechzig Jahren.... Schweigen wir also von ihnen und reden wir von dem Werk. Reden wir von dem Werk um jener schwebenden Leichtigkeit willen, die von ihm uns überkommt. So seltsam es ist: aus allem Blut und Grauen, das in den meisten dieser Seiten eingefangen ist, bleibt am Schluß eine schwebende Leichtigkeit. Aus der Verkettung des Körperlichen und Seelischen mit aller irdischen Qual steigt für die Erinnerung das Lächeln des Schwerelosen. Man muß nicht unbedingt an den Löwen Alois denken, an Amadeus Knödlseher, den unverbesserlichen Lämmergeier, oder an Tschitrakarna, das vornehme Kamel; auch nicht an diese wundervoll boshafte Verhöhnung Frenssens in den Parodien »Jörn Uhl« und »Hilligenlei«. Oder vielmehr: ja, man erinnere sich ihrer. Man erinnere sich, da doch vom Lächeln die Rede war, auch dieses grasfressenden, gänseblümchenbekränzten Löwen, jenes ältlichen Gemsenfräuleins mit Hornbrille und schottischem Plaid, man erinnere sich all dieser Arabesken des Werkes, in denen ein Feuerwerk von Witz und Hohn sich entlädt.

157

Hohn auf das Bürgerliche in jeder Form: auf das Behagen, die Selbstgefälligkeit, auf die »Moral« des Spießers, im »Wunderhorn« ihm noch besonders und mit Betonung zugeeignet. In den Romanen, vom »Golem« bis zum »Engel vom westlichen Fenster«, in den besten Novellen ist für diesen Hohn kein Platz. Hier existiert das Bürgerliche nicht mehr; es existiert höchstens als die vermeinte Grundlage einer Existenz und wird in seiner Nichtigkeit, noch mehr: in seinem Nichtvorhandensein schon offenbar beim ersten Schritt, den dann ein Mensch vor unsern Augen auf diesem nicht vorhandenen Boden tut. Nichts ist so, wie zu sein es vorgibt, nicht das Alltäglichsste, das Vertrauteste: alles verwandelt sich, wird anders und bleibt im Grund doch, wie es war. Meyrink, in der östlichen Mystik zu Hause wie keiner, gleicht etwas jenem indischen Fakir, dem unsere Einbildungskraft so willenlos ausgeliefert ist, daß sie das Unerhörteste unseren Sinnen glaubhaft macht. Mit diesem Unterschied: daß wir nicht wie von einem tollen Traum benommen zur »Wirklichkeit« zurückerwachen; mit diesem Unterschied: daß etwas wie eine schwerelose Heiterkeit in unserm Blut zurückbleibt, Erkenntnis der Einheit aller unserer Begriffe von Schmerz und Freude, Lust und Qual, Irrtum und Wahrheit, Vergangenheit und Zukunft. Es ist nicht die entsagende Weisheit Buddhas und seines Nibbanam; doch es ist eine Ahnung der unlösbaren Verkettung alles Geschehens und seiner letzten Undeutbarkeit, die unser Gewissen entlastet. Die Welt, wie Meyrink sie uns gibt, ist absolut; sie lebt aus der letzten Sekunde der Spannung ihrer Kräfte; sie trägt sich selbst, sie bedarf unseres Zutuns nicht.

158

Wir lieben, bedrängt von der Entscheidung, beladen mit Verantwortung, gepeinigt von der Züchtigung einer armselig uns begrenzenden Vernunft – wir lieben diese Welt so, wie wir alles lieben, was uns leichter und heimatloser im Irdischen macht. So grüßen wir Gustav Meyrink, der mit seinen Gestalten durch die Jahrhunderte geht, war und sein wird. So daß nichts, gar nichts zu wollen ist mit diesen sechzig Jahren....

159

Der Dirigent Etté

[Fragment]

Georg war mit großer Spannung der Einladung Gustavs gefolgt – er hatte, zum Teil aus Sparsamkeit und zum Teil aus seiner inneren Schwerfälligkeit es unterlassen, sich eine Karte zu verschaffen. Nun war er froh und er-

leichtert, so gleichsam zwangsläufig diesen Menschen sehen zu können, von dessen Ruhm und Talent seine Bekannten sich hingerissen unterhielten.

Etté war kurz und von gedrungenem Körperbau. Er hatte nichts von dem, was Georg das Musikalische eines Gesichtes oder einer Gestalt zu nennen pflegte. Es gehörte für ihn etwas... dazu. Etté hatte ein breiteres heiteres und sehr klares Gesicht unter einer Bürste blonden, an den Schläfen ein wenig gelockten Haares.

Er wandte sich gegen das Publikum und hieß es mit einer umfassenden Bewegung seiner Rechten, zärtlich verlängert durch den Bogen der Geige, willkommen. Dann wandte er sich, in der Bewegung verbleibend und nur das Gesicht aus der Entspannung des Grußes reißend, seinem Orchester zu. Die Musik setzte ein: heftig, bestimmt, sich durchsetzend. »Wie wenn er mit dem Fuße aufstampfte,« dachte Georg, ohne diese Empfindung weiter verfolgen zu wollen.

160 Aber dann stutzte er. Etté hatte mit dem Fuß gestampft. Er hatte seinen Musikern einen drohenden, böartigen Blick zugeworfen. Die Musik war unentschieden. Sie erging sich in einigen tastenden Versuchen. Etté hatte den Arm mit dem Bogen auf den Rücken gelegt. Er sah einen Augenblick ins Publikum, wie es schien mit einer fragenden Miene. Dann ging er an der Rampe auf und ab, mit einem uninteressierten und in sich selbst versunkenen Gesicht; er konnte so irgendwo am Strande spazieren gehen, dachte Georg verwundert.

Dann hatte die Musik sich gefunden. Sie nahm einen kleinen und dünnen Faden Melodie auf, den sie verfolgte. Etté hielt inne in seinem Spaziergang und begann in die Ferne zu hören. Die Melodie verzweigte sich und strebte verästelnd einer gemeinsamen Spitze entgegen. Der Dirigent riß die Geige ans Kinn und fiel ein, jauchzend, überwältigt, mitgerissen.

»Wie sonderbar,« sagte Georg zu sich selbst, doch kam er nicht dazu über die Art dieses Sonderbaren sich klar zu werden. Etté hatte die Geige schon wieder zur Seite gelegt. Er dirigierte. Er streckte die Arme aus und drehte die Hände. Georg konnte die Musik nicht verstehen. Aber da sah er, wie Etté seine Handgelenke betrachtete. »Er sieht, ob seine Manschettenknöpfe sitzen,« murmelte er vor sich hin. Gustav betrachtete ihn mißbilligend.

161 Was ist das nur für eine Musik, dachte Georg. Ich verstehe nichts davon, gut. Aber es ist Musik. Etwas geschieht. Töne, Intervalle geschehen....

Verlornes Ithaka

Die Frau der Gegenwart entstammt einem Geschlecht, das eine unbekannte Vergangenheit hat. Es ist da, nicht wie eine neue Generation da zu sein pflegte, abhängig noch in der Verneinung der früheren, vorgeschoben wie eine Stufe, die mit der Hälfte ihres Gewichtes auf der Grundlage des Aufbaus ruht, – es ist da mit dem plötzlichen Dasein einer Erscheinung, traditionslos wie das Genie und ohne Gewähr für die Zukunft.

Fragwürdig noch für die Gegenwart, dieses Geschlecht, in der beispiellosen Spaltung, mit der die Natur hier vorgegangen ist. Sie hat die eine Hälfte seiner Abkömmlinge auf Kosten der anderen ernährt. Nie ist – jenseits des äußern Zwanges politischer und sozialer Machtverhältnisse – die Spannweite des Menschlichen umfassender gewesen, nie entfernter die geistigen Pole bei einer solchen Nachbarlichkeit im Raum. Frühere Generationen hatten einen gewissen Durchschnitts-Standard sowohl des Geistes als der Konvention; mindestens innerhalb der einzelnen Kaste. Die heutige ist ohne eine ähnliche Gemeinsamkeit; verwandte Lebensbedingungen erzeugen Geschöpfe konträrster Veranlagung und nur die Gesetze der Mode und die Demokratie der Lebensformen verhelfen äußerlich dem Begriff der Generation zu einiger Geltung. Es bedarf keines Beweises dafür, daß das Geschehene, von dem hier die Rede sein soll, daß Kampf und Entscheidung nur über das eine Lager verhängt sind. Das andere hat seine Zelte abgebrochen und führt ein Nomadenleben der Nützlichkeit, wo aller Entschluß, Verweilen und Aufbruch, von dem Ertrag der Weide bestimmt sind. Das vollzieht sich in der Anonymität kleinbürgerlichen Daseins genau wie in dem der Öffentlichkeit verfolgbaren Leben. Der männliche Partner hat hier die Gefährtin, deren Rivalität im Erfolg ihn anspornt, wenn nicht ihr Besitz und ihre Ansprüche ihm die Betätigung seines eignen Erfolges sind. Gemeinsam wie die Ablehnung anderer Vertbegriffe ist beiden das Ideal der »good time«; – Europa hält sie ihnen bereit.

162

Der Verantwortungslosigkeit der einen Seite steht gegenüber die fast unmäßige Belastung der anderen. Hier ringt die Frau als Geschöpf dieser jungen und traditionslosen Generation um Orientierung, oder, nach ihrer Begabung, um die Gestaltung ihres neuen, noch unverarbeiteten Bewußtseins.

Der Mann als Schöpfer der geistigen Hierarchie hatte die Frau am Pol des Positiven angesiedelt. Wenn er als »Frauenverächter« in ihr eine Verneinung des Geistigen sah, was häufig auf der Grundlage persönlichen Ressentiments beruhte, blieb sie ihm doch das in seiner Sinnhaftigkeit gesichert beruhende, mindestens für sich selbst eindeutige Geschöpf. Auch die Perversität einer Salome ist im Grund unkompliziert.

163 Der Mann ohne Zynismus wandte den Begriff des Positiven umfassender an. Er schuf Penelope, um die Schrecken der Odyssee zu bestehen. Er setzte eine Insel der Heimkehr als Ziel in die Unendlichkeit seiner Irrfahrt. Er suchte den Stützpunkt für seine Wege ins Ungewisse und er versicherte sich seiner in der jüngeren und kindlichstandhaften Seele Penelopes.

Die Frau in eben dieser Kindlichkeit ihres Geistes und der Mütterlichkeit ihres Herzens hat diese Rolle durch unermessliche Zeiten festgehalten. Festgehalten ohne Willen und Bewußtsein: die geistige Überlegenheit einzelner fügte sich, mindestens nach dem Grundsatz der Ausnahme, die eine Regel bestätigt, widerspruchslos dem Mann in seinen Mythos über die geistige Gebundenheit der Frau. Vielleicht sind im Mittelalter einige von ihnen als Hexen verbrannt worden, weil diese Bindung in ihnen brüchig geworden war und die Freizügigkeit ihres Geistes das Un-Heimliche ihrer Existenz nach außen fühlbar machte. Die geistige Kraft der Frau war beschränkt auf das Erlebnis der Religion und wurde damit auf der erwünschten positiven Grundlage festgehalten. Der Mann erhielt sie sich, Verführerin, Trösterin von der Not seines Kampfes, gesichert noch vor ihren eignen Ansprüchen durch die Betonung und das Gewicht der seinen. Noch nach dem Urteil einer jüngsten Vergangenheit ruhten Wert und Bedeutung der Frau in ihrer Übereinstimmung mit den Funktionen der Gattin, Hausfrau und Mutter. Künstlerische Kraft, die nicht aus einem in diesem Sinne positiven Grund schöpfte, fand keine Möglichkeit der Auswirkung. Die Droste rang sich zu Tod im Zwiespalt mit ihrer Glaubensangst, ständischem Vorurteil und dem Freiheitsdrang ihres einsamen und unbändigen Geistes.

164 Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts war der Damm zerbröckelt, stieg Flut um Ithaka: der Mann besaß nicht mehr die Kraft ihrem Einbruch Widerstand zu leisten. Der Schrecken der Weite lag über den Wassern: die Frau wurde der kleinen Insel gewahr, die sie trug. Eine jahrhundertalte Fiktion des Gesicherten, des Gleichgewichtes zerbrach. Die Frau stand dem Einbruch des Negativen in ihre Welt gegenüber. Der Krieg legte

schonungslos die Tragik alles Menschlichen bloß, die unversöhnlich blieb. Die Konvention verlor vor ihr den Rest ihrer Gültigkeit, die Frau das Vorrecht ihrer Geltung durch sie. Die Nivellierung schwand: es zeigte sich die Spaltung der Generation.

Der größere Teil entschied sich vor der Erkenntnis der Künstlichkeit seines vergangenen Lebens für die Zuchtlosigkeit seines künftigen. Er zeigte sich dumm, begehrlisch und hemmungslos, noch in der Witterung geistiger Werte. Daß er es ohne Maske war, bleibt sein Verdienst, wenn man will. Die Frau dieser Seite ist die Ergänzung des männlichen Partners, jener Gefährten Odysseus', die Kirke verwandelt hat.

Die Frau der andern Seite hat die Einbeziehung in das Fragwürdige, das Problematische alles Menschlichen auf sich genommen mit Anspruch und Haltung der Ebenbürtigen. Es ist nun endlich ihr Recht dabei zu sein. Sie hat sich in kürzester Zeit die wissenschaftliche, technische und künstlerische Grundlage erarbeitet. Sie umschließt in ihrer Gesamtheit jede Äußerung menschlicher Tätigkeit, nicht so sicher basiert wie die des Mannes, tastender noch als aggressiv, aber mit aller Rückwirkung auf die Freiheit ihres geistigen Blickes. Mit dieser Freiheit des geistigen Blickes, zum ersten Male der Sachlichkeit fähig, steht sie dem Leben und sich selbst gegenüber.

165

Es ist nicht nötig daß das Leben dieser Frau sich von dem früherer Generationen nach außen hin wesentlich unterscheide. Der Vorgang ihrer Verwandlung ist zunächst ein innerlicher; seine äußeren Erscheinungsformen müssen nicht einmal Gradunterschiede dieser Wandlung bedeuten. Die im Berufe stehende Frau muß ihr nicht tiefer unterworfen sein als jene, deren Pflichtenkreis im Häuslichen beruht. Und wie hier eine zu starke Belastung der Arbeitskraft, der notwendig mechanisch gewordene Ablauf eines zu großen Maßes täglicher Pflichten die Frau abstumpft und blicklos für die Weite macht, fehlt unter den Ausübenden der neuzeitlichen Frauenberufe nicht die große Schar derjenigen, die, rasch verbraucht, der Last der Anstrengung erliegt und ohne Verbundenheit und Beziehung zum Allgemeinen die tägliche Fron zu Ende lebt. Die »neue« Frau, wenn wir mit einiger Einseitigkeit für die Folge jene darunter begreifen wollen, die sich durch Widerstandskraft, Begabung oder Gunst der äußeren Lage geistig lebensfähig erhält, diese Frau also kann, an keine Berufsschicht gebunden, als Stenotypistin wie als Künstlerin tätig sein. Sie kann auch ganz ohne Beruf existieren – das Gegenteil wäre der schlimmste Beweis

gegen sie. Ausschlaggebend ist allein das verwandelte Gefühl, aus dem sie lebt. Es ist das eines befreiten Körpers und einer offenen Seele.

166 Der befreite Körper der Frau ermißt wie der des Mannes im Sport seine äußersten Möglichkeiten. Man soll die Bedeutung des Sportes nicht unterschätzen. Er verdirbt nur den niederen Menschen. Der höhere gewinnt aus den Gesetzen seiner Körperlichkeit Erfahrung der Seele. Die Beherrschung des Physischen wird ihm Erkenntnis metaphysischer Zusammenhänge. Die Freude der Frau an der Bewegung, an der bewußten Hingabe des Körpers an Licht und Luft, Sonne und Weite hat ihre letzten Ausläufer in der Mode. Es geht nicht an, sie einseitig erotischer Motive zu verdächtigen.

Die grundsätzliche seelische Wandlung der Frau ist die zur innern Ehrlichkeit. Sie ergab sich als wertvollster Gewinn aus dem Zusammenbruch jener vom Manne gehüteten Konvention. Die neue Frau nährt ihr Persönlichkeitsbewußtsein weder aus ihrer sexuellen Unberührtheit noch ihrer Verständnislosigkeit Problemen von allgemeinmenschlicher Bedeutung gegenüber. Sie wünscht nicht das öffentliche Vorrecht einer anderen Einschätzung als der nach dem Anstand ihrer Gesinnung, nach Arbeitsleistung oder künstlerischer Begabung, jene Beurteilung also, wie sie dem Mann zuteil wird. Freiheit oder Verzicht im Geschlechtlichen haben nur eine persönliche Bedeutung.

167 Des Gewichtes dieser Bedeutung ist, zuweilen im Mißbrauch der neuen Freiheit, die Frau sich bewußt geworden. Die Kraft des Mannes zum erotischen Erlebnis ist vielfältiger als die der Frau. So birgt auch der Flakesche Begriff des »gentleman« für sie noch Gefahr. Maßgebend ist er vor allem für die Form ihrer Beziehung zum Mann. Die Frau von heute kämpft ritterlicher und offener; sie spielt nicht mehr mit dem Gefühl des Mannes und nicht mit ihrem eigenen. Sie achtet Gefühle höher, seitdem sie weniger zu ihnen verpflichtet ist. Ihre wirtschaftliche Selbständigkeit erleichtert die Unabhängigkeit ihrer Entscheidung. Ihre menschliche Erfahrung weiß um das Protäische alles Gefühls, um die Fragwürdigkeit seiner Dauer; sie erblickt in ihm keine Lebensversicherung mehr. Das ist weniger frivol als vielmehr ein Verzicht auf manche Bequemlichkeit; daß die Frau für sich selbst unzuverlässiger wurde dabei, eine der Gefahren ihrer geistigen Entwicklung. Treue ist eine konservierte Liebe. Der Ehrgeiz, sie immer wieder neu erwecken zu wollen, eine noble und seltene Passion, die sich der Mann zumeist versagt.

Im gleichen Maß, in dem das Gefühl der Frau sich von sozialen und familiären Funktionen emanzipierte, wurde es ziellos und ungebunden. Die Leidenschaft der Frau zur Frau, seit Sappho trüchtig mit Untergang, bricht zerstörerisch aus ihrem neuen tragischen Lebensgefühl.

Wie zu allen Zeiten ist die künstlerische Produktion verdichtete Äußerung eines veränderten Bewußtseins. Die künstlerische Gestaltungskraft der Frau wirkte am stärksten auf dem ihr nächsten Gebiet des Tanzes und des Theaters. Ihre Befreiung von der Gebundenheit der Konvention brachte auch die des Tanzes von der Tradition des Balletts. Sie hat den Tanz zur Höhe seines Ursprungs zurückgeführt, zur Ausdrucksform des Kultischen, die er war. Heute ist dieser Kultus entgöttlicht; Zelebration des Menschlichen, seiner seelischen und körperlichen Schwingung in der Unendlichkeit von Zeit und Raum. Auch die Bühne hat sich der Weite geöffnet: der Begriff der Rolle hat von seiner Starrheit verloren, das Persönliche, weniger abgegrenzt, weniger hart umrissen, erscheint nicht mehr im gleichen Maße isoliert, auf sich gestellt, als vielmehr Teil, Variation des allgemeinen Schicksals »Mensch«. Die Frau hat ihren Anteil an dieser Lockerung: sie spielt den Menschen nicht allein im Kampf mit diesem Schicksal, sie spielt ihn darüber hinaus mit dem Bewußtsein der Vergeblichkeit dieses Kampfes, mit Ironie und Pathos, Zärtlichkeit und Trauer dessen, der sich selbst zu sehen lernte. Es war der Frau von heute vorbehalten, nach Hamlet zu greifen, dieser am weitesten zersetzten und einsamsten Gestalt.

168

Auf dem Gebiet der Kunst, wo das Motorische des Körperlichen geringere Angriffswirkung auf das Seelische hat, in Dichtung, Malerei und Plastik sind Zusammenhänge weniger deutlich. Die Frau ringt wie der Mann um die Gültigkeit ihrer Leistung – ihr eigener Anspruch wie jener der Allgemeinheit steht nicht hinter der Forderung an die Arbeit des Mannes zurück. Strindberg konnte sich noch ereifern über den durch Jahrhunderte »vom Mann gedeckten Tisch«, an dem schmarotzend die Frau sich gütlich tue. Heute sind diese Tische abgegessen. Die Selbständigkeit des Lebenswerkes der Bedeutendsten steht außerhalb eines Zweifels. (Auch dem Mann glückt der Schritt ins Unbegangene nur im Einzelnen, Auserwählten.)

Es ging nicht an, die Frau, einen Menschen also, der den äußersten Nachweis seiner Reife erbracht hatte, von irgendeinem Versuch zur Ge-

169 staltung menschlicher Verhältnisse auszuschließen. Es ging nicht an – und es wird nirgends auf die Dauer angehen – die Frau von den Funktionen des Staates fernzuhalten. Trotzdem war – außerhalb Rußlands – der Einbruch der Frau in die Politik unschöpferisch. Das Wahlrecht ist ihr größter Erfolg geblieben. Im übrigen hat sie sich den Parteien des Mannes eingegliedert. Sie leistet gute und gewissenhafte Verwaltungsarbeit – ihr Einfluß auf die Gesetzgebung ist bis heute in keiner Weise sichtbar geworden. Sie fand nicht den Mut, der Staatsraison des Mannes ihren Willen zur Menschlichkeit entgegen zu setzen. Sie war bemüht, für sich den Ausgleich dieses Konfliktes in der Übernahme eines ungeheuern Maßes von sozialer Arbeit zu finden.

Der Begriff der Mütterlichkeit hat durch diese soziale Tätigkeit eine ungemaine Erweiterung erfahren. Gleichzeitig jedoch Beschränkung seiner früheren Ausschließlichkeit: die Frau ist heute Mutter neben ihrer beruflichen Tätigkeit; zumindest nicht mehr unter Verzicht auf Ansprüche ihrer Persönlichkeit. Das Kind dieser Zeit ist einbezogen in Gewinn und Verlust ihrer geistigen Wandlung.

Die Frau der Gegenwart ist die Gefährtin des Mannes, seit sich ihr Geist der männlichen Einsicht geöffnet hat: jener Erkenntnis vom »Gleichnis alles Vergänglichen«. Mit dieser Erkenntnis ist ihr der Boden Ithakas versunken; sie folgt Odysseus in die Unendlichkeit seiner Fahrt. Ihr Körper hat Sturm erfahren, ihr Geist die Weite geatmet: es gibt keine Rückkehr für sie.

170

Der Deutsche in der Landschaft

Es hat – aus einem Bund mit den reinsten Vorkämpfern für Würde und Geltung des Dichterischen – sich dem Verlag der Bremer Presse eine große und sehr kenntlich gegen die Zeit begrenzte Aufgabe ergeben. Eine Aufgabe, in Leistung mittlerweile umgewandelt, die aus dieser Zeit emporsteigt als ein Berg Ararat: Beweis und sichere Verheißung ewiger Fundamente.

Hugo von Hofmannsthal hat mit dem »Deutschen Lesebuch« die Reihe der Anthologien eingeleitet, die an das »literarische Gewissen der Nation«, und nicht das literarische allein, sich wenden. Rudolf Borchardt ist dieser »Auswahl deutscher Prosastücke aus dem Jahrhundert 1750–1850« mit seinem »Ewigen Vorrat deutscher Poesie« gefolgt, der unbestechlichen

und wohl endgültigen Auslese des Unvergänglichsten in deutscher Lyrik. Rudolf Alexander Schröder hat mit einem gleich empfindsamen Ohr Schillers Gedichte durchgehört und das Unsterbliche zu einem Band versammelt. Und unlängst ist als jüngstes Stück der Reihe und wiederum besorgt von Rudolf Borchardt eine Sammlung »Der Deutsche in der Landschaft« erschienen; Stücke einer, wie Borchardt zu Beginn seines Nachwortes sagt, »durch mehr als hundert Jahr von Deutschen angeschauten und anschaulich gemachten und in Darstellungen aufgebauten Erd- und Länderwelt.«

Man kann die Auswahl von den verschiedensten Blickpunkten aus betrachten: so etwa der historischen Linie folgend, die an der Grenze der klassischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts endet; oder auch jenen fünf Möglichkeiten nachspürend, die Borchardt als die für das menschliche Verhalten zur toten und lebenden Erde wesentlichen zeigt. Einigend über solche Gebundenheiten hinaus, wie schon in der Auswahl des »Vorrats«, ist die Beziehung der einzelnen Stücke zu einem Unsagbaren, »dem Geheimnis der Natur und des Menschen bis zum ewig Verhüllten der Gottheit selbst.« Es tritt, dieses Göttliche, den Leser an in einer immer neuen Form und neuen Verwandlung: ganz groß und beinahe nackt in Goethes »Granit«, diesem Stück Prosa, hart und aus Höchstem und Tiefstem stammend wie das Gestein. Es schwillt aus Herders glühendem Meeres-Gesang, dem so überschwänglichen Versuch aus nichts als aus sich selbst, aus dem verwandten Menschlichen allein, das Weltall zu begreifen. Es hebt sich langsam doch unentrinnlich auf aus jenen minutiösen Betrachtungen des Carl von Martius über die Physiognomie der Pflanzen und der Urwälder Brasiliens, die durch nichts überwältigen als durch ihre völlige Demut. Es rührt uns an, das Unsagbare, noch aus der Nüchternheit jener Berichte über die Wirtschaftlichkeit der Krim, die Peter Simon Pallas der Kaiserin Katharina abstattet und die erfüllt sind von der Fürsorglichkeit eines Urvaters Noah. Tieck sucht Gott im verschwebenden Gewölk seiner »Landschaftsvision«; für Alexander von Humboldt wird der Kampf um den Chimborasso zu einem Kampf mit dem Engel. Heinrich von Kleist beschwört in einer Darstellung Würzburg: Fluß und Mond noch in den dämonischen Kreis seiner Gestalten reißend. Von ihm fortblättern zu jenen anderen, gelehrten und klassisch sprechenden Offizieren Preußens, Moltke und Roon: – es sei genug, das Unerschöpfliche auch dieses »Vorrats« dargetan zu haben. Die Ausstattung der Bücher der Bremer Presse ist bekannt. Es sei ihr auch an dieser Stelle dankbar bestätigt, daß sie die

171

172

Erfahrungen aus ihren Handpressendruckten diesen wohlfeilen Büchern zu gute kommen ließ und auf diesem Weg zu einer Form gelangte, die uns nach Reinheit und Notwendigkeit dem Inhalt zu entsprechen scheint.

Selbstbildnisse

Bemerkungen zu einem Buch

Unsere Zeit hat in den Ansprüchen der Masse wie in denen der Geistigen eine betonte Neigung zum Menschen. Zwar ließ er, Maß alles Gegebenen, sich niemals völlig ausschalten, doch hatte er Geltung vor allem in seiner Eigenschaft als Träger einer religiösen, politischen, geschichtlichen oder kunstgeschichtlichen Entwicklung als des Primären und eigentlich Bedeutsamen. Heute reizt seine Persönlichkeit, das Phänomen seiner Begabung, mehr, als es die Linie des historischen Ablaufs tut. Die Verschiebung des Schwerpunktes hat eine neue Form der Betrachtung gezeitigt: Das Organisatorische tritt darin zurück zugunsten des Anekdotischen, der Episode; sie gibt das neue Bild voll gefährlicher Spannung.

Zweideutig, Gewinn und Verlust, ist das Ergebnis wie alles Ergebnis in einer gelockerten Zeit. Nach der einen Seite hin ist das Persönliche in einen aufdringlichen Vordergrund gerückt. Am Heros reizt das Menschliche und meistens Allzu-Menschliche und schafft erwünschte Annäherung aus einer niederen Gemeinsamkeit. Für die andere Seite steigt aus der Anonymität des Menschlichen erschütternder und größer das Ewige auf, Leistung und Schicksal. Dichter unserer Tage haben, auf wenig Seiten, Gestalt und Ereignis in eine früher ungekannte, oft bis ins Körperliche gehende Faßbarkeit gerückt, Zusammenhänge in einem tieferen Sinne spürbar gemacht und seelisch übermittelt, als es der Wissenschaft je möglich war. Dafür ist natürlich alle Freiheit des »Sehens durch ein Temperament« gegeben; kann eine Willkür den Leser bedrohen, der keine Grenzen gezogen sind, sich jedes Bild und Gleichnis zu machen.

Ernst Benckard hat zwei schöne Bücher herausgegeben: dem »Ewigen Antlitz«, einer Sammlung von Totenmasken aus sechs Jahrhunderten, ist eine Zusammenstellung von Selbstbildnissen vom 15. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts gefolgt (Verlag Heinrich Keller, Berlin). Beide Bücher sind voll Witterung für das Menschliche innerhalb des Historischen und Künstlerischen. Sie sind dichterisch auf eine zurückhaltende Art, die es zu einer Synthese mit der Wissenschaft kommen läßt. Benckard folgt in

beiden Fällen streng der zeitlichen Entwicklung. Aber indem er diese Entwicklung nach allen Seiten, nicht der kunsthistorischen allein, sich auswirken läßt, schafft er die höchst spürbare Atmosphäre einer Zeit und ihrer Menschen; im »Selbstbildnis« die ihrer bedeutendsten künstlerischen Vertreter.

Bei seiner Annäherung an den psychologischen Komplex seines Themas hält Benkard die Ansicht, als sei der Künstler im Selbstbildnis zunächst sein billigstes Modell gewesen, für eine »fable convenue«, die er der Widerlegung für würdig achtet. Dem Leser, der heute nach seinem Buche greift, tut er sicherlich Unrecht damit. Das große Erstaunen liegt anderswo. Der Mensch von heute wird, dem Problem der Selbstdarstellung gegenüber, es für das dem Künstler Nächstliegende und Anziehendste halten. Nicht nur um des Reizes alles Persönlichen willen, dem er so sehr gefügig ist, sondern vor allem, weil ihm die Auseinandersetzung mit sich selbst zur Notwendigkeit geworden ist. Weil große Teile der Kunst für ihn solche Auseinandersetzung bedeuten und weil er darum in der darstellenden Kunst das Selbstbildnis als reinste und ursprünglichste Form einer solchen Auseinandersetzung anzusehen geneigt ist. In der Selbstverständlichkeit der Annahme liegt sein großer, sein größter Irrtum.

175

Und er beginnt nun unter Benkards Führung den langen Weg, der zu dieser Stufe einer von ihm a priori vorhanden geglaubten menschlichen und künstlerischen Freiheit führt. Benkard hat diesen Weg in verschiedene Strecken eingeteilt: »Unfreiheit« heißt er die erste, etwa zu Raffaels Zeiten endende. Aber auch ihr sind einige Tafeln noch vorgerückt: ein Ausschnitt aus dem »Verlöbnis des Arnolfini« des Jan van Eyck ist die erste. Und hier in diesem Bild, das gleichzeitig voll einer breiten in sich beruhenden Größe und voll einer geistreichen Überlegenheit ist, erleben wir beinahe mit Bestürzung den ersten, gleichsam verheimlichten und zögernden Eintritt des Künstlers in sein Werk. Der Maler hat an der Rückwand des dargestellten Zimmers einen Spiegel angebracht. Eine Tür der unsichtbaren Vorderwand hat sich darin geöffnet: zwei Männer treten ein. Eine zu ihren Häupten angebrachte Signatur besagt, der eine von ihnen sei Jan van Eyck gewesen.

Den zweiten Ansatz zur Selbstdarstellung, beglaubigt durch ein Spruchband, das von ihren Händen sich wegrollt, finden wir in der Gestalt des Fra Filippo Lippi auf der wenig jüngeren »Krönung Mariä« in den Uffizien. Entsprechend der bürgerlichen Funktion eines Trauzeugen des van Eyck im »Verlöbnis des Arnolfini«, dieser Darstellung aus dem mehr

176

zum Soziologischen orientierten nördlichen (französisch-burgundischen) Kulturkreis, tritt in die damals fast ausschließlich religiöse Malerei der italienischen Kunst das Selbstbildnis des Malers als Teilnehmers am religiösen Zeremoniell. In beiden Fällen gleicht das Verhältnis des Künstlers zu sich selbst einer Art Betrachtung aus der Vogelschau, fern jedem egozentrischen oder psychologischen Interesse. Er sieht sich selbst nicht anders denn als Glied, als Mitträger der Struktur seiner Zeit, so sehr dieses Sehen an sich schon das erste Anzeichen einer Lockerung ist. Der Kopf des Fra Filippo Lippi ist rührend in seiner unendlichen Harmlosigkeit, er ist vollkommen von außen gesehen, nichts als das sorgsam wiedergegebene Abbild einer Erscheinungsform, zu der eine innigere Beziehung nicht besteht. Die leibliche und geistige Gebundenheit ist eine absolute: die ungeheure Glaubenskraft des mittelalterlichen Menschen beruhte auf ihr und schon der Begriff des Genies schiene ihr todeswürdige Ketzerei.

Die nächsten Jahrzehnte bringen die verhältnismäßig häufige Wiederkehr von Gestalten der Künstler in der »assistenza« religiöser Darstellungen. Ihre menschliche Existenz sucht Einlaß; das erste Bewußtsein der persönlichen Leistung, erste dunkle Abwehr der Vergänglichkeit machen sich geltend. Gleichzeitig neigen die biblischen Vorgänge sich zum Profanen: die Fresken des Ghirlandajo sind eine Spiegelung des Lebens der florentinischen Gesellschaft – es ist natürlich, daß die Personendarstellung dabei langsam dem Charakter des Porträts sich nähert und dabei auch den Künstler als Mitteilnehmer an diesem Leben einbegreift. Trotzdem bedarf es noch gewisser Übergangsformen, bis die Freiheit zur Selbstdarstellung außerhalb einer Gemeinschaft der »assistenza« gefunden ist: Perugino hat an der Wand eines Pfeilers des Collegio del Cambio zu Perugia ein Bildnis von sich selbst angebracht, als körperhafte Signatur des von ihm ausgemalten Raumes gewissermaßen. Und Pinturicchio hat auf einer Verkündigungsszene an einer Wand hängend ein gerahmtes männliches Bildnis ins Bild gemalt, das sich durch eine Tafel als Selbstporträt ausweist.

Am Ende dieser Epoche steht Raffael und über die Dauer seines Schaffens hinweg stagnierte die Entwicklung des Selbstbildnisses. Für seine Kunst, die nach sphärischen Harmonien ging, die eine maßlose Verklärung war, hatte der Mikrokosmos des Einzelwesens keine Geltung, unabhängig von der Befangenheit der Zeit. Doch ist uns in der »Schule von Athen« ein Doppelbildnis voll des Reizes tiefgründiger Gegensätze überkommen: Antlitz des Raffael, in himmlische Leere lächelnd, und da-

neben irdischbegehrlich, sinnlich verzehrt, das üppige Gesicht des Giovanni Bazzi, genannt Sodoma.

Die »erste Entfaltung« geschieht in der nördlichen Kunst. Dürer leitet sie ein: als Dreizehnjähriger zieht er den ersten rührenden Umriß seiner kindlichen Erscheinung. So ganz und gar ist Dürer Mensch der Neuzeit, daß er in seinen späteren Selbstbildnissen schon mit dem Wunsch zur Wirkung, zur Steigerung des Physiognomisch-Eindrucksvollen sich gegenübersteht. Er tut es mit der selbstsicheren Überlegenheit des isolierten modernen Menschen, während um ihn der Trieb zur Selbstbetrachtung noch vielfach aus der Abkehr vom Leben und der Bängnis eines nahen Todes keimt: Burgkmair hat ein Doppelbildnis von sich und seiner Frau gemalt, darauf ihnen aus einem Spiegel zwei Totenköpfe entgegenschauen. Er ist ein Jahr nach Vollendung des Bildes gestorben. Andrea del Sarto und Holbein d.J. sind ihrem Angesicht gegenübergetreten, kurz ehe sie der Pest erlagen. Vor diesen Bildnissen ergreift die Magie einer Zwiesprache, die, im Irdischen verstummt, in die Unendlichkeit sich fortsetzt. Der Kopf des Selbstporträts steht auch hier nicht allein, in einem völlig neuen Sinn: er ist gleichzeitig Sehender und Gesehener, zweifach und doch in sich unlösbar vereint. Am tiefsten ergreift Holbeins Porträt: der glänzende Maler des hochmütigen und grausamen Geschlechtes der Tudors, der hier mit einer ungeheuern Gleichgültigkeit sich an- und durchsieht, einer Gleichgültigkeit, die schon etwas von der erhabenen Gleichgültigkeit des Todes in sich trägt.

178

Benkard fügt an diese Stufe erster Entfaltung die zweite der »Sozialen Emanzipation«. Sie nimmt als Bewegung von Italien aus ihren Ursprung, wemngleich im Norden sich Dürer selbstherrlich aus der Zunft erlöst hat, seine Tracht der Kleidung des Adels angleicht und in den Niederlanden fürstliche Ehren genießt. In Italien bemüht sich Michelangelo um den Nachweis seiner adeligen Abstammung. Der Weg des Künstlers drängt weiter aus der Anonymität; das Bewußtsein der Begnadung, der Einzigartigkeit der Leistung erfüllen ihn mit Anspruch auf die Beachtung und Ehre der Welt. In dieser Epoche der Entwicklung und Übersteigerung persönlichen Geltungsbedürfnisses entstehen Selbstbildnisse Tizians, Velasquez' und Rembrandts in Stil und Haltung der Granden ihrer Zeit. Van Dyck stellt auf dem bekannten Doppelbildnis seine geschmeidige und raffinierte Eleganz mit sehr viel Ironie neben die derbe Krafterscheinung des Grafen Bristol.

179

Die Bemühung um soziale Geltung wurde gegenstandslos, nachdem für den Künstler die Kluft zwischen den Ständen sich ausgeglichen hatte. Er begann in einem tiefern Sinne sich zu suchen; die Anerkennung seiner Umwelt, die ihn aus ihren sozialen Gesetzen entließ, steigerte in ihm die leidenschaftliche Teilnahme für seinen Sonderfall: das Tragische seiner Existenz, das Schicksalhafte seiner Begabung wurden ihm Anlaß der Betrachtung. Benckard läßt diese Selbstbildnisse des Barock zusammengefaßt in die »Emanzipation des Gefühls« sich folgen. Auf Pomp und Anspruch höfischer Gebärde, Bekenntnis zum leidvollen Schicksal alles Menschlichen: des gealterten Tizian erschütterndes Greisenhaupt, van Dycks und Velasquez' nun so viel schwerere Gesichter. Die erste Ironie, das erste mitleidvolle Lächeln wird lebendig auf den Porträts des Salvatore Rosa, des Lorenzo Lippi. Die beiden hohnvollen Gesichter Rembrandts, zerspringend in Gelächter. Carlo Dolce beschließt die Reihe: er hält neben seinem schwermütigen Antlitz uns ein Blatt mit eben diesem Kopf, verzerrt ins Komische, entgegen. Es ist die erste Karikatur im Selbstbildnis oder der Ansatz dazu: und gerade die große Zurückhaltung, Verzicht auf jede gröbere Übertreibung machen diese Ironie in einer seltenen Weise angreifend und schmerzlich.

180

Der Überschwang des Barock und seine Ekstasik besänftigen sich in der klassizistischen Richtung, die der Franzose Nicolas Poussin einleitet. Eine geistige und seelische Disziplin schafft »Gleichgewicht und bürgerliche Mitte«. Die niederländische Kunst hat ihre Blütezeit: ihr Realismus, ihre Liebe zum Detail begünstigen die Nüchternheit der Selbstdarstellung eines Frans Hals, eines Gerard Dou, eines Adriaen Brouwer. Wir begegnen noch einmal Rembrandts und Velasquez' gebändigtem Gesicht; wir müssen Rembrandt, der jeden Weg zu Ende ging, noch in der Maske eines gepreßten und grobschlächtigen Handwerkers erleben. In Gerard Terborch hat das Kleinbürgerliche mit seiner Bemühung um Würde und Sicherheit des Auftretens sich ein wenig ins Lächerliche begeben.

Im Frankreich Ludwigs XIV. wird der Künstler, eingeordnet an sich schon ins Bürgerliche, von der äußerst geschickten Verwaltungstechnik ergriffen und dem administrativen System als »Beamter« einverleibt. Es entsteht die »Académie Royale de Peinture«; mit ihr der Begriff der »ästhetischen Autorität«, als deren Vertreter die Künstler sich zu sehen lieben. Aus den Selbstporträts dieser Zeit spricht eine dekorativ aufgebauchte Mittelmäßigkeit, eine gesättigte Selbstzufriedenheit, die kaum ein historisches Interesse erwecken können. Ein Bildnis des Andrea Pozzo, für jene

Zeit reaktionär, weil es noch im Übermaß des Barock ausschwingt, zeigt den Künstler sonderbar schräg und beinahe schwindelerregend zwischen Höhe und Tiefe eines Kuppelgewölbes auf einer Balustrade sitzend – erste bewußte Beziehung des Individuums zu der Unendlichkeit des Raumes.

181

Benkard hat sein Werk über das Selbstbildnis bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts geführt. Er hat historische und andere Gründe für seinen »Hiatus« an dieser Stelle, aber er wird es nicht verübeln, wenn wir das Werk jenseits der Kluft, die hier zwischen Abschluß und Beginn einer Entwicklung liegt, von ihm zu unseren Tagen fortgeführt wünschten. Das große Verdienst seiner Darstellung liegt begründet in ihrer Skepsis, einer Skepsis, die auf eine seltene Weise positiv wird. Benkards Behauptungen sind von einer äußersten Vorsicht, häufiger Andeutungen als Feststellungen. Er sieht seinen Gegenstand von allen Seiten, ohne Voreingenommenheit und niemals zugunsten einer Theorie. Er scheut sich nicht, die Situation, wie sie zu Beginn seines Buches sich darstellt, an seinem Ende fragwürdig erscheinen zu lassen. Und so ergibt sich aus einem vielfältigen Hin und Her, aus Strömung und Gegenströmung ein überzeugendes Abbild des Lebens, dieses Lebens, das im Grunde ungreifbar und niemals eindeutig ist.

182

Bücher über Rainer Maria Rilke

Die es anging, daß Rilke starb – es hätte *alle* angehen müssen – die haben in diesen beiden Jahren sich nicht mit seinem Tod vertraut machen können. Sie haben ihn erlitten als einen Verlust, der auf keine Weise auszugleichen oder zu verschmerzen war. Jene auch, denen es nicht beschieden war, von Rilke gekannt zu sein, stehen vor seinem Grab wie Hinterbliebene: stärkster Beweis für Rilkes Dichtertum, daß sie das Werk so wenig trösten kann. Denn immer ist der wahrhafte Dichter, wie überhaupt der schöpferische Mensch, zunächst einmal das Dasein, die Leibwerdung einer tiefen und magisch-wirksamen Kraft. Wo ihre Ausstrahlung erlischt, erlischt auch, uns heute doppelt fühlbar vor allem Gegengewichtigen, ein Vorgang der Beseelung, der Arbeit und Verwandlung am geistigen Gesicht der Zeit.

Von dieser Kraft, die Rilke ausströmte, reden drei Bücher Zeugnis, die ziemlich zu gleicher Zeit erschienen sind. Als erstes die Gedenkrede *Stefan Zweigs* (Abschied von Rilke, Tübingen, Rainer Wunderlich) in all der Unmittelbarkeit ihres ersten Ausdrucks, mit dem sie uns bezwang, als sie

in der Gedächtnisfeier zu Ehren Rilkes im Staatstheater gehalten wurde. Sie rauscht empor als eine Klage um »das Göttliche, das selten erscheint in den Zeiten.« Sie sagt Tiefstes aus über Rilkes Werk, aber sie sagt es demütig wie eine Geige, die nichts sein will als Dienst an einer großen und reinen Musik. Es ist das Erschütternde an dieser Totenklage, daß sie in einem letzten und höchsten Sinne unpersönlich ist: nicht klagt der große Dichter Stefan Zweig hier um den Tod eines Freundes, sondern das Dichterische selbst beweint den Zerfall seines reinsten und edelsten Gefäßes.

Das andere Buch über Rainer Maria Rilke hat die Niobe der Freundschaft, hat *Lou Andreas-Salomé* geschrieben (Leipzig, Insel-Verlag). Sie hat es geschrieben mit aller Schärfe ihres intuitiven Blickes für Gesetz und Ablauf seelisch-körperlicher Vorgänge und sie hat dieser Begabung Erfahrungen aus einer nahezu dreißigjährigen Freundschaft zur Seite gestellt. So kann es nicht wundernehmen, daß der von ihr »in eine neue Sichtbarkeit« Gebannte den Leser antritt in einer fast erschreckenden Deutlichkeit der Erscheinung. Erschreckend einmal, weil dieses Leben, solange Rilke es lebte, scheu vor aller nahen Sichtbarkeit gehütet blieb, und weil es außerdem so überhäuft von Qualen war, daß er mit einem Schauer »aber die Höllen...« Abschied nahm. Das »katastrophale Element des Schaffens und des Schaffenden« ist noch nie so schonungslos bloßgelegt worden wie in diesem Buch. Der Tasso-Zwiespalt, der »Verzicht auf eigenen Natur-Einklang« reißt zwischen Seele und Leib eine jährlich sich vertiefende Kluft. Die Kunst, die in den Duineser Elegien ins Unsägliche vordringt, gewinnt in Rilke eine Realität, die seinem Menschendasein den »letzten Fußbreit Raum« wegnimmt. Sein Tod erscheint als dieser Sturz ins Bodenlose, als eine letzte, furchtbar zwingende Konsequenz, die sich der Krankheit nur als eines äußeren Anlasses bedient. *Gert Buchheit*, der junge Pfälzer Dichter, leistet mit seinem Buch einen aner kennenswerten und ehrfürchtigen Dienst am Werke Rilkes (Rascher & Co., Zürich). Er vertritt jene Jugend, die in dem Dichter ihren geistigen Führer sah, aber vor seinem Willen zur Einsamkeit in Schweigen abseits stehen blieb. Es werden nun, nach seinem Tod, langsam ihre Bekenntnisse laut, und dieses Buch ist eines der schönsten. Buchheit hat mit einer bewunderungswürdigen Hingabe alles Beziehungsvolle aufzuspüren, das oft »vor Schwere Wankende« zu stützen und zu deuten sich bemüht. Er bekennt sich in seinem Vorwort zur Einsicht in die Gefahren eines Unterfangens, das seiner Natur nach dahin wirken muß, das »Einzigartig-Einheitliche des

Werkes in Begriffe und Stimmungen aufzulösen.« Buchheit hat darin, nach meinem Gefühl, zuweilen ein wenig zu viel getan. Wo aber, wie hier, eine starke Leidenschaft geliebte Züge nachtastete, da hinterläßt sie zuletzt doch eine vertiefte und leuchtende Spur.

185

Das Werk Rudolf Alexander Schröders

Das Werk Rudolf Alexander Schröders ist von der edlen Struktur des Kristalls, völlig rein in sich selbst, so wahrhaftigen Seins, daß nur im heilig-klärenden Prozeß des Feuers ein zu ihm selbst Verwandelter ihm Zuwachs bringen kann. Den Zuwachs, der, dem Kern an Dichte gleich, organisch ihm verschmelzend, unlösbar mit der Urform sich verbindend, sie fortsetzt, steigert, variiert, – niemals aber aus ihr entlassen werden kann. Es ist demnach bei dem Versuch, von einem solchen Werk zu reden, die Linie einer Entwicklung nicht aufweisbar. Seine einzelnen Teile folgen einander, durch keine chronologische Beziehung unter sich verbunden: die Daten ihrer Entstehung sind künstlerisch ohne Belang. Alfred Walter Heymel hat um die Jahrhundertwende die Herausgabe von Dichtungen Schröders als Privatdruck bei der »Insel« veranlaßt; Drucke, die in ihrer Seltenheit heute beinahe unzugänglich geworden sind. Was damals für einen begrenzten Freundeskreis oder in exklusiven Jahrbüchern erschien, begegnet uns heute ab und zu in einer Zeitschrift: in einem Heft des »Inselsschiffes« von 1928 etwa Sonette »An die Sixtinische Madonna« – Gedichte, die 1909 das Jahrbuch »Hesperus« gebracht hat. Zwei Jahrzehnte haben diesen Gedichten nichts anhaben können und es gilt zu bedenken, daß sie gefährlicher sein können als zwei Jahrhunderte. Schröders Gedichte stehen zeitlos innerhalb wie außerhalb des Werkes, aber sie sind zugleich voll einer Atmosphäre, die immer noch die unsre ist, die mehr als je die unsre ist; sie sprechen uns auf die persönlichste Weise an, sie haben den Reiz, den tiefgründigen Reiz des neu Gesehenen, des erstmals Dargestellten – sie haben diesen Reiz heute wie sie ihn damals hatten. Sie haben keine Schule gemacht, was, anders ausgedrückt, besagen will, daß die Empfänglichkeit für ihr Besonderes, ihr Einziges uns rein erhalten blieb; das literarische Können der Zeit fand keine Gelegenheit, hier »Technisches« seinem Handgelenk zu assimilieren so wie es, innerhalb seiner begrenzten Möglichkeiten, George und Rilke sich assimilierte. Von dem, was an Schröders Gedichten dieser Gefahr widerstand, wird noch die Rede sein.

186

Wenn also eine Entwicklung nicht zu verfolgen ist, so muß den beiden ersten Verbüchern, der unter dem Titel »Unmut, ein Buch Gesänge« (1899 im Verlag der Insel bei Schuster und Löffler) erschienenen Sammlung wie auch jener der »Sprüche in Reimen« (1900 gleichfalls im Verlag der Insel bei Schuster und Löffler) doch innerhalb des Werkes eine Sonderstellung eingeräumt werden. Sie halten gleichsam jenen Zustand des Überganges fest, in dem die Grundsubstanz sich ausgeschieden, das Atom sich gebildet hat, unumstößlich schon das Gesetz seiner Gruppierung in sich tragend – es ist der letzte Augenblick des Fließenden, des sich Erzeugenden, des Baustoff-Bildenden. Schon in den Gedichten, die im gleichen Jahr und in den folgenden Jahren in der Zeitschrift »Die Insel« erscheinen, ist dieses sich Bildende Bestand, das Fließende Struktur geworden.

187

Und damit beginnt die unschätzbare Reihe der Sonette, Oden, Episteln, Elegien, darin der Unmut über die geringe Würde der Welt sich eine reinere Schöpfung formt. Wie allem Leben, das unter großen Gesetzen steht, ergibt sich für Schröder die Einheit von Erkenntnis und Schicksal, der »Daimon« der Griechen. »Sonette zum Andenken an eine Verstorbene« ist ein (1904 erschienener) Band von 364 Sonetten betitelt. Der Tod ist das Maß allen Lebens. Was in Schröders dichterische Welt eingeht, hat vorher seinen Tod bestehen müssen. Leben, gesehen ohne ihn, ist unwirklich, gespenstisch wie ein Ding, das keinen Schatten wirft; es ist frech oder ein frommer Betrug. Diesen Betrug zu verschmähen, hat nichts mit Weltschmerz gemein; es ist die heroische Haltung des Starken, der mit Bewußtsein auf einem verlorenen Posten kämpft: auf einem glaubenlosen vergänglichen Grund für die Fiktion des Ewigen. Das Gesetz der Sittlichkeit erhält seinen tiefen tragischen Wert.

Nicht das allein, was auf Schröders Dichtung eine Zeit hinweisen sollte, die vom Optimismus billiger Moralbegriffe verdrossen, sich der Gesetzlosigkeit ergab und doch, ihrer Gesinnung nach nicht unheroisch, im Gegensatz zu dieser Lässigkeit sich anderswo in eine umso schärfere Zucht genommen hat. Aus dem Aspekt des Todes, der alle Dinge dieser Welt umreißt als ihre Kontur, ergibt sich für Schröders Dichtung jene tiefe Inbrunst des Schauenden, der immer sieht als sähe er mit einem letzten Blick. Dem letzten Blick, dem inniger und leuchtender die Welt sich öffnet. »Der Herbst am Bodensee«, eine Sammlung von Sonetten (von denen 1925 den Druck einer kleinen Auswahl die Bremer Presse der Maximilian-

188

gänglichkeit eint alles Geschöpf der Natur in einer großen Harmonie: Mensch, Pflanze, Gestirn und den Lauf ihres Schicksals.

Aber nicht nur Quell dieser schwermutvollen Schönheit alles Lebenden ist die Nachbarschaft des Todes, sie ist zugleich Quell einer tiefen, einer heiligen Art von Heiligkeit. »Frei und leicht« schweben die Lieder »An Belinde« (1902), aus Schwermut und Lächeln unlösbar verschlungene Melodie. Ein buntes Seifenblasenspiel aus Witz und Wehmut, bezaubernd graziös, steigen die Gedichte und Erzählungen um »Hama«, das clownhaft-melancholische Pekinghündchen der Titelvignette, empor; – das Wenige, was von Schröders Werk auf dem Weg über die »Zehnte Muse« den Kreis der Adepten durchbrach, die Ballade von »Humsti-Bumsti« etwa oder dem »Schönen Alfred« ist in diesem Band enthalten. – In einer unirdisch dünnen Luft wandeln, »das allerleichteste Gespräch verhandelnd,« schattenhaft seelenlos die Gestalten des »Elysium« (1906), nur schöne leere Gebärde noch, »der Eitelkeiten und der Befleckung bar.« Die tiefe Müdigkeit eines großen Erkennenden, eines Verantwortlichen an der Sinnggebung des Lebens, der Schmerz des allzuvielfach Berührbaren haben sich erlöst am sinn- und seelenlosen Wandel jener Unsterblichen, die weder Lust noch Gram berühren kann. – Unverführbar auch der Blick der Sixtinischen Madonna in die weite Leere der Himmel, daraus das Erbarmen des Sohnes wieder den Weg zur Mühsal der Erde antritt.

189

Auch dem Dichter, dem irdischen Gast im schwerelosen Raum, hat tiefer nur der Abstieg sich vorbereitet: schonungsloser für allen irdischen Zwiespalt hat seinen Blick die Einheit jener Wesenlosen gemacht. Er gleicht, dieser Blick, vor dem der Sehende selbst nun als Gesehener erscheint, der magischen Schwelle, vor der Sein und Erscheinen sich spalten. Das furchtbar doppelgesichtige Antlitz alles Menschlichen ward niemals noch so bis in den Grund durchschaut wie in den Sonetten »Die Zwillingbrüder« (Privatdruck 1908).

Und wieder, in einem ewigen Gegenspiel der Kräfte, steigt vor dem Zwiespalt der um Erkenntnis Ringenden, durch tausend Spiegelungen ihrer selbst beirrten Seele das »uraltmenschliche Glück« empor, ländlich zu leben und die Gebote der Erde zu halten. »Der Landbau«, eine Elegie als Epistel an Hugo v. Hofmannsthal (1909), preist durch den Wechsel der Jahreszeiten begleitend das enge Geschick des Gesegneten, der »die Götter bedürftig verehrt.« – Die Scholle wächst und wird zum Land der Väter wie sie zum Land der Kinder wird; es wachsen aus der Einsamkeit, der dunkeln Gesetzlosigkeit der Seele Bindung und Pflichten einer

menschlichen Gemeinsamkeit gegenüber, einer Gemeinsamkeit, die zum Begriff der Nation sich weitet. Die »Deutschen Oden« (1910) handeln von der Würde der Nation, die immer auch eine Würde des Einzelnen ist – sie sind voll eines prophetischen Kummers einer Zeit gegenüber, die sich in einem Besitz gesichert wähnte, der unsichtbar ihr unter den Händen zerrann. Jede Zeile dieser Oden, vier Jahre vor dem Krieg erschienenen, ist dunkel überhängt von seinem Schatten – rein ist sein Schicksal allein aus seiner innern Notwendigkeit heraus erkannt.

Schröders letzter großer Versband ist, »Widmungen und Opfer« betitelt, 1925 als Druck der Bremer Presse erschienen. Es sind zu einer großen Zusammenkunft Gestalten und Schatten geladen, Mitwandernde einst und Wegbestimmende: solche, von deren Bruderschaft man wieder genesen kann, und jene, die man liebt, »wie man Unsterbliche liebt.« Leben, wie es vom Widerspiel der Kraft getrieben, antithetisch bestimmt, schließlich den ganzen Umkreis des Menschlichen durchlaufen hat, schwillt hier an als eine große Symphonie, aus jenen einzelnen Stimmen zusammenrauschend, »Lust und Zwang in eines schmelzend.« Die strenge Form des Sonettes weicht, wie überströmend von einer ihr unfaßbaren Fülle, der offneren der Ode, der Elegie, dem großen strophischen Gedicht.

So wenig von Schröders Dichtung ausgesagt wäre, mäße man sie allein nach der formalen Leistung, die eine ungeheure, im »geistigen Raum« der deutschen Sprache unvergleichliche ist, – so wenig wäre auch von ihr mitgeteilt, wenn, wie es bisher hier geschehen ist, die Darstellung auf ihren geistig-sittlichen Gehalt sich beschränkte. Denn beides, Geist und Form, sind in Schröders Dichtung im höchsten Sinne eins: der Geist ist Form geworden, die Form ist Geist. Es sei erlaubt, nocheinmal auf das Gleichnis des Eingangs zurückzugreifen: auf das Gesetz des Kristalles, der allein aus der Einheit seiner physikalischen Eigenschaften und seiner Form sich erhält. Schröders Gedichte leben aus einer gleichen reinen Spannung, einer völligen Ausgewogenheit, die sie unberührbar macht. Das Fehlen jeden Epigontums um sie herum beweist sie, das überall da der großen Leistung sich beigesellt, wo nur ein Gran von Stil, der sich nicht »band«, eine geringe Spur von Übergewicht des Formalen den Einbruch möglich machen. Diese Spannung als Grundgesetz läßt jedem einzelnen Gedicht, jedem einzelnen Zyklus von Gedichten zugleich die Freiheit des für sich allein Bestehenden, nur in sich selbst Gebundenen: Schröders Dichtung umfaßt alle Möglichkeiten sprachlichen Ausdrucks von der fließenden Leichtigkeit

des Liedes bis zu der lapidaren Wucht der Sonette, dem orphisch dunkeln Gesang der Oden. In den Gedichten des »Elysium« ist die Sprache, vollkommen durchsichtig und fast karg in ihrer Konstruktion, nahe an die Grenze des Musikalischen herangeführt: ihre episch-logische Bewegung ist auf eine unerklärliche Weise der Wiedergabe eines von allen Fesseln der Kausalität befreiten Zuständlichen dienstbar gemacht.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß Schröders formale Begabung in Deutschland ihresgleichen nicht hat und niemals hatte. Es ergibt sich mit Selbstverständlichkeit, daß, wo sie der sprachlichen Nachschöpfung sich zuwendet, sie eine große Vollkommenheit der Leistung erreichen muß. Wo aber dem Künstlerisch-Kritischen so untrennbar das Dichterische verschwistert ist, da wird das Werk der fremden Sprache dem eignen Volk gewonnen wie ein Besitz aus angestammten Rechten. Die deutsche Sprache besitzt so, von Schröder als Eigentum ihr zugebracht, die »Odysse«, Teile der »Ilias«, sie besitzt Oden und Satiren des Horaz als einen lebendigen, zuweilen erstaunlich beziehungsreichen Besitz. Übertragungen von Vergils »Georgika« und den »Eklogen«, Ciceros Gespräch des ältern Cato »Über das Greisenalter« (beide im Verlag der Bremer Presse erschienen) sind betont der Animosität einer gewissen philologischen Strömung gegenübergestellt, die voll einer unfruchtbaren Überheblichkeit die Leistungen der klassischen Latinität allenfalls als pädagogisches Seminar für das Verständnis der Griechen will gelten lassen.

192

Gleichfalls als Druck der Bremer Presse vor kurzem erschienen ist eine Sammlung Gedichte von Geerten Gossaert, – in Holland, wo Gossaert an der Utrechter Universität lehrt, unter dem mehr als bescheidenen Titel »Experimenten« zusammengefaßt – von Schröder ins Deutsche übertragen. Es bedarf im Grunde nur dieser Tatsache, daß Schröders dichterischer Impuls an Gossaerts Gedichten sich entzündete, um damit schon gesagt zu haben, wie außerordentlich die Strophen Gossaerts sind. Das flämische Sprachgebiet, literarisch so wenig fruchtbar und durch eine Verkettung von Umständen seiner größten Dichtung nur mittelbar teilhaftig, hat in Gossaert den wenigen Lyrikern von Weltgeltung einen Ebenbürtigen zur Seite gestellt. –

Es ist immer das Vorrecht des deutschen Volkes gewesen, seine »Dichter und Denker« nicht zu erkennen. So groß das persönliche Unrecht war, das den Betroffenen damit geschah, rückblickend will uns heute scheinen,

193 als gleiche in früheren Jahrhunderten diese Nicht-Beachtung in etwas auch der Fruchtbarkeit eines überschwänglich keimträchtigen Bodens, reich genug, sich dann und wann in ungenützten Früchten zu vergeuden. Heute ist dieser Boden dürr, daß, was aus ihm gedeiht, in sich eines übergroßen Kampfes um seine Selbstbehauptung bedarf, vor dem die Frage der Wirkung an Bedeutung verloren hat. Der geistige Mensch lebt heute absoluter als je, seine bloße geistige Existenz ist Entscheidung, die einer Teilnahme der Allgemeinheit niemals weniger bedurfte als heute. Niemals bedurfte die Allgemeinheit dieser Entscheidung mehr, als sie ihrer heute bedarf. Und also schiene es auch an der Zeit, Schröders Werk aus seiner bibliophilen Verzauberung zu erlösen, darin als Vorrecht Allzu-

194 Weniger es Vielen vorenthalten bleibt.